

Thomas Kirchner

## Chodowiecki, Lavater und die Physiognomiedebatte in Berlin

Daniel Chodowiecki und die Physiognomik – das Thema scheint keiner weiteren Begründung zu bedürfen, gilt der Künstler doch als der herausragende Illustrator von Johann Caspar Lavaters *Physiognomischen Fragmenten*. Und doch gestaltet sich die Beantwortung der Frage: Wie sah Chodowieckis Verhältnis zur Physiognomik aus, welche Eindrücke hat er aus der Diskussion um diese Disziplin erfahren? nicht ganz einfach. Im folgenden soll der Frage auf zwei Ebenen nachgegangen werden: Es soll sein künstlerisches Werk auf mögliche Hinweise hin untersucht werden (wobei die für die *Fragmente* angefertigten Arbeiten bewußt weitgehend ausgespart bleiben), und es soll versucht werden, seine Position vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Diskussion um die Physiognomik, und hier besonders um Lavaters Schriften, zu rekonstruieren. Dabei wird das intellektuelle Berlin eine besondere Rolle spielen, zum einen, da Chodowiecki hierin eingebunden war, hier seine Anregungen erfahren hat; zum anderen, da an keinem anderen Ort eine derart homogene Haltung gegenüber Lavater und der Physiognomik erarbeitet wurde, ja mit Ausnahme von Weimar und Göttingen vermutlich an keinem anderen Ort eine derart intensive Diskussion über die *Fragmente* und ihren Autor geführt wurde.<sup>1</sup>

Am 10. Juli 1773 trat Lavater erstmals an Chodowiecki mit der Bitte heran, an seinen *Fragmenten* mitzuarbeiten.<sup>2</sup> Er war durch den *Abschied des Calas* auf den Künstler aufmerksam geworden, aber auch dessen Arbeiten für die unterschiedlichsten Publikationen ließen den Berliner besonders geeignet erscheinen. Sein Spektrum reichte von der Illustration philanthropisch-wissenschaftlicher Werke (wie Basedows soeben erschienenem *Elementarwerk*)

---

<sup>1</sup> Die zahlreichen in Leipzig erschienenen Publikationen sind nicht Ergebnis einer dort geführten Diskussion, sondern hängen mit der herausragenden Bedeutung der Stadt als Verlagsort zusammen. Besonders aktiv war Lavaters Leipziger Verleger »Weidmanns Erben und Reich«.

<sup>2</sup> Siehe Daniel Chodowiecki: *Briefwechsel zwischen ihm und seinen Zeitgenossen*. Hrsg. von Charlotte Steinbrucker. Berlin 1919, S. 58–61.

über die Umsetzung literarischer Themen, über moralische Zyklen bis hin zu in ein allegorisches Gewand gekleidete Frontispizen. Auch unter pragmatischen Gesichtspunkten konnte Lavater kaum an Chodowiecki vorbeikommen: Bei dem ungeheuer umfangreichen Unternehmen mußte der Autor auf alle möglichen Zulieferer zurückgreifen. Und Chodowiecki gehörte nicht nur zu den produktivsten, sondern fraglos auch zu den künstlerisch ambitioniertesten. Zudem hatte er den Ruf, die Wünsche und Vorstellungen der Autoren in einer Weise zu treffen, daß diese in den Illustrationen sich und ihre Ideen wiedererkennen konnten. Trotzdem gelang es dem Graphiker, durch all die unterschiedlichen Auftragsarbeiten als künstlerische und auch als moralische Persönlichkeit hindurchzusehnen, zumindest diesen Eindruck zu erwecken. Er entwickelte den Stil ›Chodowiecki‹ zu einer Art Markenzeichen, das sich von den Verlegern werbewirksam einsetzen ließ.

Dies alles mußte Chodowiecki als den idealen Mitarbeiter erscheinen lassen. Das Ergebnis waren schließlich (für die deutsche Ausgabe) 81 Vorlagen, von denen er 13 selbst radierte<sup>3</sup> und die seine Hauptbeschäftigung während der Jahre 1773/74 waren.<sup>4</sup>

Chodowiecki hatte sich zuvor nicht in besonders ausgearbeiteten Physiognomien hervorgetan. Einige frühe burleske Köpfe<sup>5</sup> stehen in der Tradition populärer niederländischer oder deutscher Druckgraphik und entsprechen sicherlich nicht den Vorstellungen einer Disziplin, die sich um die Überwindung des Leib-Seele-Dualismus bemüht, um die Korrespondenz von moralischen Kategorien und dem äußeren Erscheinungsbild eines Kopfes. Die vielen weiblichen Köpfe, selbst die Bildnisse, sind immer nach demselben Muster aufgebaut, ohne jegliche Differenzierung oder individuelle physiognomische Gestaltung (Abb. 1).<sup>6</sup> Die männlichen Physiognomien sind zwar nicht ganz so stereotyp; wenn sie für die Aussage eines Blattes herangezogen werden, so geschieht dies jedoch allenfalls mit Hilfe einer vereinfachten Mimik (Abb. 2).<sup>7</sup> Und auch der von Lavater so hoch gelobte *Abschied des Calas* (1767)<sup>8</sup> gibt unter physiognomischen Gesichtspunkten zumindest in der zentralen Gruppe nicht viel her. Der Hauptausdruck, das anrührende

<sup>3</sup> Damit lieferte er von den deutschen Mitarbeitern die meisten Vorlagen, siehe Charlotte Steinbrucker: *Lavaters Physiognomische Fragmente im Verhältnis zur bildenden Kunst*. Berlin 1915, S. 70.

<sup>4</sup> Siehe »Daniel Chodowiecki. Von ihm selbst«. In: *Miscellaneen artistischen Inhalts*. Hrsg. von Johann Georg Meusel. 5. Heft (1780), S. 9.

<sup>5</sup> Siehe etwa *Brustbild eines alten singenden Weibes*, 1758; Wilhelm Engelmann: *Daniel Chodowieckis sämtliche Kupferstiche. Mit drei Kupfertafeln: Copien der seltensten Blätter des Meisters enthaltend*. Leipzig 1857 (im folgenden: Engelmann), 3.

<sup>6</sup> Engelmann 10.

<sup>7</sup> Engelmann 69.

<sup>8</sup> Engelmann 48.



Abb. 1: Chodowiecki, *Die beiden stehenden Damen (Demoiselles Quantin)*, 1758, Radierung.



Abb. 2: Chodowiecki, Illustration zu Salomon Gessners *Idyllen*, 1771, Tityrus Menalkas, Radierung.

Sentiment liegt in der beweglichen Mimik, die aus Le Bruns Leidenschaftstraktat abgeleitet ist.<sup>9</sup>

Einzig in einem Punkt näherte sich Chodowiecki den Vorstellungen Lavaters, ohne daß dies jedoch in Verbindung mit dem Auftrag gestanden haben wird. Im selben Jahr, in dem sich Lavater an den Künstler wandte, veränderte Chodowiecki den Aufbau seiner Porträts. Hatte er bis dahin die Enface- oder die Dreiviertelansicht gewählt, so bevorzugte er seit 1773 das Profil.<sup>10</sup> Das Profil läßt den Betrachter sich ganz auf den Porträtierten konzentrieren; nichts lenkt von ihm ab, da Betrachter und Dargestellter nicht miteinander kommunizieren können. Für Lavater erwies sich vor allem diese Darstellungsform als aussagekräftig. Er ging sogar noch weiter und wollte jede Binnenzeichnung aus dem Gesicht verbannt wissen. Nur in der reinen Umrißlinie seien Zufälligkeiten wie Bewegung, Farbe und Lichteinfall ausgeschlossen.<sup>11</sup> Was Chodowiecki auch immer zu dem Wechsel veranlaßt haben mag, er kam damit auf jeden Fall einer allgemeinen Geschmacksentwicklung entgegen, wie sie etwa durch Winckelmanns Publikation der Stoschschen Gemmen geprägt worden war.

\*

<sup>9</sup> Siehe Werner Busch: *Nachahmung als bürgerliches Kunstprinzip. Ikonographische Zitate bei Hogarth und in seiner Nachfolge*. Hildesheim und New York 1977, S. 227f.; zu dem Blatt und Lavaters Einschätzung ebd., S. 218–234, und ders.: »Chodowieckis Darstellung der Gefühle und der Wandel des Bildbegriffes nach der Mitte des 18. Jahrhunderts«. In: *Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung*. Hrsg. von Wilfried Barner. München 1989 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 15), S. 315–343.

<sup>10</sup> Vgl. etwa das *Portrait Franz Balthasar Schoenberg von Brenkenhoff* (1771, Engelmann 70 a) mit dem *Portrait Carl Gottfried von Thile* (1773, Engelmann 97).

<sup>11</sup> Johann Caspar Lavater: *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*. 4 Bde. Leipzig und Winterthur 1775–1778, Bd. 2, S. 90–93. Lavater hatte diese Meinung bereits in seinen beiden physiognomischen Studien aus dem Jahr 1772 vertreten, siehe Johann Caspar Lavater: *Von der Physiognomik*. Leipzig 1772; Ders.: *Von der Physiognomik. Zweites Stück, welches einen in allen Absichten sehr unvollkommenen Entwurf von einem Werke dieser Art enthält*. Leipzig 1772. Es scheint jedoch zu gewagt, in der Veränderung Chodowieckis eine unmittelbare Reaktion auf die Schriften zu sehen. Vielmehr folgte der Künstler hier einem allgemeinen Trend der Kunst. Siehe hierzu auch den Ausstellungskatalog *Die Beredsamkeit des Leibes. Zur Körpersprache in der Kunst*. Hrsg. von Ilsebill Barta Fliedl und Christoph Geissmar. Wien 1992, S. 113–155, und Willibald Sauerländer: »Überlegungen zu dem Thema Lavater und die Kunstgeschichte«. In: *Idea 8* (1989), S. 15–30, dort auch zur Bedeutung und Benutzung von Kunst in Lavaters Argumentation.

Am Anfang der Zusammenarbeit stand ein Christuskopf, den Lavater bereits in seinem ersten Schreiben vom 10. Juli 1773 in Auftrag gab (Abb. 3).<sup>12</sup> Christus war für ihn der alleinige und absolute Höhepunkt der Menschheit, seine Physiognomie müsse diesem in der Wirklichkeit nicht wieder erreichbaren Ideal entsprechen, sei quasi der Höhepunkt jeglicher physiognomischer Untersuchung, zugleich der Parameter, an dem jede andere Physiognomie zu messen sei. Diese Ansicht hatte er bereits 1772 in seinen ersten physiognomischen Studien vertreten; in der Konstruktion des Antlitzes Christi sah er eine wesentliche Aufgabe der Disziplin Physiognomik. So erklärt sich, daß er den von ihm gewünschten Christuskopf – wie keinen anderen Kopf in der umfangreichen Korrespondenz mit Chodowiecki – minutiös beschrieb und bis ins Detail vorgab.

Die Länge des Kopfes sollte einen Mann von 6 fuß zeigen. Der Hals wäre bloß, und jeder Muskel sichtbar, bestimmt, weich, männlich. Das Gesicht weder mager noch fett; nicht flach und nicht gefaltet; alles zusammengesmolzen, und doch jeder Theil für sich auffallend – alles aus Einem, und in Eins – und Eins. Keine Disharmonie. Das Gesicht in drey theile, vom haar ausgang bis an die Augbrauen, der erste, bis unter die Nase, der Zweyte; bis unter das Kinn der 3te. Das Aug zwischen Scheitel und Kinn in der Mitte. So breit und lang es im Profil ist, so tief hinter dem Contour – der obere innere Umriß am Augapfel horizontal mit dem kleinen Bug zwischen Stirn und Nase. Die Breite und Länge des Auges wie die breite oder Länge des Mundes im Profil [...] Das obere Augenlid muß einen Quart der Profillänge des Auges vorstehn [...] Die Stirn ganz glatt ohne alle Runzeln [...] – die Nase so geradlinigt, als es ohne härte sein kann, paralel der Stirn, nicht scharf spitzig, und nicht stumpf, unter – horizontal [...]

Die Lippen – ach – wie will ich angeben? Die obere steht der untern ein wenig vor [...] Ruhe, Güte, Weisheit müßten sich in der vereinigung beyder besonders durch die mittlere allerbedeutsamste Linie auszeichnen. Das Kinn etwas tiefer zurück – jedes Barthaar edel, jünglingsartig, weich und bestimmt [...] Das Ohr lauft mit den Augbrauen und der Nase Paralell; ist soweit von dem Ende der Nase als von der Spitze des Kinns entfernt [...] Drey mal die Breite der Nase von der Spitze bis zum Ende des Läpschens [...].<sup>13</sup>

Als Vorgabe für einen Künstler scheint die Beschreibung nur zum Teil brauchbar, denn wie hat man sich etwa ein »Barthaar edel [...] und bestimmt« vorzustellen? Lavater war sich selbst etwas unsicher ob seiner Erläuterungen, denn – so fügte er hinzu –

[...] wie läßt sich mit Worten das Bild einer menschlichen Gottheit entwerfen? wie eine Macht, die lauter Weisheit, die lauter Güte ist? wie die höchste Freyheit, die sich jedermann zum Knechte macht?<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Engelmann 113.

<sup>13</sup> Johann Caspar Lavater an Daniel Chodowiecki, 11. Juli 1773; Chodowiecki, *Briefwechsel* (Anm. 2), S. 59f.

<sup>14</sup> Ebd., S. 60.



Abb. 3: Chodowiecki, *Christuskopf* in Lavaters *Physiognomischen Fragmenten*, Bd. 4, 1778, Radierung.

Und in der Tat konnte Chodowiecki auch nichts mit der Beschreibung anfassen. Die Ausführungen ergaben zwar eine Idee, aber noch lange kein Bild von Christus:

Denn ein Göttliches bild kann ich mir wohl denken, aber meine Imagination zeigt mir keines nicht. Denn alles waß ich nur durch sie vollkommenes in einem Menschen Gesicht vorstellen kan bleibt nur immer eine Menschen Bildung[,] vom Göttlichen kan ich mir kein Bild machen. Aus dem Alterthum haben wir nichts erhabneres als den Kopf des Jupiters, danach haben Michael Angelo, und Raphael das Bild Gottes genommen, der Charakter dieses Kopfes schickt sich aber zu keinem Christus Kopf nicht, jener hat lockigte Hare und Bart, dieser muß beynah glatte Hare und einen jugendlichen Bart haben.<sup>15</sup>

Die Idee von einem höchsten Wesen läßt sich für Chodowiecki nicht visualisieren. Er muß auf die Ikonographie zurückgreifen, (die einem höchsten Wesen die bis dahin erreichte höchste künstlerische Form beimißt), merkt aber bereits, daß diese – nicht zuletzt durch Lavaters präzise Vorgaben – auch nicht mehr bruchlos funktioniert. Chodowiecki ist hier an die Grenzen des – zumindest für ihn – Darstellbaren gestoßen.

Die Kunstgeschichte liefert für dieses Problem eine Parallele: Nicolas Poussins während seines Parisaufenthaltes 1641 für die Jesuiten gemaltes *Wunder des Heiligen Franz Xavier* (Abb. 4). Wie André Félibien in seinen *Entretiens* berichtet, warf man dem Künstler vor, er habe dem Christus das Aussehen eines »Jupiter tonnant« gegeben.<sup>16</sup> Einzig eine solche Lösung scheint auch Chodowiecki möglich, der damit zugleich seine klassische Bildung unter Beweis stellt.

Nur wenig später als Chodowiecki beschreibt Friedrich Nicolai in seiner Rezension von Lavaters *Von der Physiognomik* für die *Allgemeine deutsche Bibliothek* dieselbe Schwierigkeit, jedoch nicht allein als ein Problem der Kunst, sondern als eines der Physiognomik. Lavater hatte im zweiten Teil seiner Schrift von der Notwendigkeit einer vollkommenen Darstellung des »vollkommensten Menschen« gesprochen, bei der der Künstler alle seine Kräfte aufbieten müsse.

Wir glauben ganz gern, so der Rezensent, daß er auf diese Art ein erträgliches Christusgesicht, oder vielmehr ein schöngezeichnetes, wohl proportionirtes, ideales Bildnis eines schönen auch weisen Mannes erhalten werde, ohngefähr zwischen einem antiken Jupiter und Apollo, aber gewiß kein Bild keines vollkommenen Menschen, sicherlich kein Bild, das nur den zehnten Theil der enthusiastischen Hofnungen rechtfertigen könnte, die sich Hr. L. auf diesem Blatte von Versuchen dieser Art macht.

<sup>15</sup> Daniel Chodowiecki an Johann Caspar Lavater, September 1773; ebd., S. 62f.

<sup>16</sup> André Félibien: *Entretiens sur les vies et sur les ouvrages des plus excellents peintres anciens et modernes*. 8e entretien. Bd. 4. Paris 1685, S. 278.



Abb. 4: Nicolas Poussin, *Miracle de St. François-Xavier* (Paris, Louvre).

Soweit dieselbe Argumentation wie Chodowiecki. Nicolai sieht jedoch in einer solchen Aufgabenstellung auch die Grenzen der Physiognomik gesprengt:

Sie [die Physiognomik] soll durch genaue Beobachtungen des Körpers, die Kennzeichen des innern Charakters entdecken, aber sie kann sie nicht a priori erfinden. Man kann zwar einen Kopf in seiner ganzen Perfektion a posteriori deuten, nicht jedoch eine idealen Kopf a priori entwerfen.<sup>17</sup>

Ohne hier auf die Realismus-Idealismus-Debatte eingehen zu können, zeigt sich, daß das von Chodowiecki angesprochene Problem nicht allein künstlerischer Natur war, sondern letztlich auch die Frage betraf, ob die Physiognomik – wie Lavater immer wieder betonte – auf Naturbeobachtung beruhe oder eine spekulative Disziplin sei. Auch wenn fraglich ist, ob Chodowiecki dies bereits in der ganzen Tragweite erkannt haben wird, so ist doch damit ein zentrales Problem von Lavaters Vorgehensweise und ein wesentlicher Kritikpunkt an den *Fragmenten* formuliert.

Es ist nicht auszuschließen, daß sich Chodowiecki und Nicolai in dieser Frage ausgetauscht haben und der Literat der geistige Vater der Einwände war, zu ähnlich sind die Argumente. Wie Nicolai in einem Brief an Lavaters Freund, den Hannoveraner Leibarzt Johann Georg Zimmermann schrieb, trug er sich seit 1773 mit dem Gedanken, Lavaters Schrift zu rezensieren.<sup>18</sup> Und Chodowiecki äußerte gegenüber dem Physiognomen, daß er sich in kunsttheoretischen Fragen mit Nicolai beraten habe.<sup>19</sup>

Der aus den unklaren, verschwommenen und in sich widersprüchlichen Angaben Lavaters resultierende Konflikt sollte die Zusammenarbeit mit Chodowiecki belasten: Der Künstler bemühte sich, die häufig abstrakten,

<sup>17</sup> Friedrich Nicolai: »Besprechung von Johann Caspar Lavater: Von der Physiognomik. Leipzig 1772, und von Johann Caspar Lavater: Von der Physiognomik. Zweites Stück, welches einen in allen Absichten sehr unvollkommenen Entwurf von einem Werke dieser Art enthält. Leipzig 1772«. In: *Allgemeine deutsche Bibliothek*. Bd. 23 (1774/75), 2. St., S. 313–346, Zitat S. 335f.

<sup>18</sup> Friedrich Nicolai an Johann Georg Zimmermann, 15. April 1775; Eduard Bode-mann: *Johann Georg Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben von Bodmer, Breitingen, Gefßner, Moses Mendelssohn, Nicolai, der Karschin, Herder und G. Forster*. Hannover 1878, S. 304. Durch diesen Brief ist auch die Identifizierung des Rezensenten möglich.

Der aus Brugg im Kanton Bern gebürtige, seit 1768 in Hannover als Leibarzt tätige Johann Georg Zimmermann spielte eine zentrale Rolle in den Diskussionen um Lavater. Er war so etwas wie eine Informationsdrehscheibe. Noch aus seiner Züricher Zeit mit Lavater eng befreundet, pflegte er zugleich Kontakt mit den Berliner Aufklärern. Er war stets bemüht, die sich zusehends verhärtende Diskussion zu entkrampfen und zwischen den beiden Parteien zu vermitteln, indem er versuchte, Lavater in seinen Schwärmereien zu bremsen und die Berliner von Lavaters Lauterkeit zu überzeugen.

<sup>19</sup> Daniel Chodowiecki an Johann Caspar Lavater, 28. Oktober 1773; Chodowiecki, *Briefwechsel* (Anm. 2), S. 68.

nicht an einer Physiognomie erläuterten Vorgaben zum Charakter einer Person bildlich umzusetzen, mit der Folge, daß er dies nicht mit der Naturbeobachtung zu vereinbaren wußte, diese hintanstellte, woraufhin er sich wiederum von Lavater den Vorwurf der Manieriertheit gefallen lassen mußte.

Chodowiecki scheint dieses Problem frühzeitig gespürt zu haben, wenn er es auch sicherlich nicht so analytisch durchschaute wie Friedrich Nicolai in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek*. Hier wird ein wesentlicher Grund gelegen haben, warum er der Physiognomik zurückhaltend gegenüberstand. So schickte er Lavater am 4. Januar 1774 ein Konvolut von Zeichnungen, darunter 116 von ihm im Laufe der Jahre angefertigte Porträts, und vermerkte dazu: »Ob sie alle Physionomisch richtig sind das kan ich nicht versprechen, aber die Mehresten sind recht sehr ähnlich.«<sup>20</sup> Offensichtlich sah er eine Differenz zwischen den Anforderungen an ein physiognomisches Bildnis und der naturnahen Wiedergabe eines Menschen. Es scheint, daß die Vorgaben des Autors in ihm diese Meinung entstehen ließen,<sup>21</sup> die jedoch im Widerspruch zu den Vorstellungen der Physiognomen stand. Deren Anspruch als Naturbeobachter zufolge müßten beide Formen der Betrachtung zur Deckung kommen, identisch sein.

Hinter diesem Problem steht letztlich die Frage nach dem Selbstverständnis der Physiognomik. Zwar wurde Lavater nicht müde, die Wissenschaftlichkeit seiner Untersuchungen zu betonen, aber es wurde doch recht schnell deutlich, daß – wie Goethe Eckermann gegenüber formulierte – Lavater nicht die Natur erforscht habe, sondern »seine Richtung ging bloß auf das Sittliche, Religiöse«.<sup>22</sup> In dieser Vermengung religiös moralischer und naturwissen-

<sup>20</sup> Daniel Chodowiecki an Johann Caspar Lavater, 4. Januar 1774; ebd., S. 72.

<sup>21</sup> Wenig später sah er sich in der Feststellung einer Diskrepanz zwischen physiognomischen Regeln und Naturbeobachtung bestätigt, als er Schwierigkeiten mit Lavaters Vorgaben hatte. So schrieb er dem Autor zurück: »[...] ich werde mich aber nicht alle mahl an die Regeln binden können es scheint mir die Natur bindt sich nicht daran, ich finde sehr viele aus nahmen; ich finde Menschen mit eingebogenem Gesicht und flachen hinter Kopf die stark sind, hingegen finde ich andere die ein ausgebautes gesicht haben mit hinterkopf und sind schwach [...]« Daniel Chodowiecki an Johann Caspar Lavater, 11. November 1774; ebd., S. 105. Ein weiterer Grund könnte Chodowiecki an der Erkenntnisfähigkeit der Physiognomik haben zweifeln lassen. Er hatte es bei den erwähnten 116 Porträtezeichnungen bewußt unterlassen, Angaben zu den dargestellten Personen zu machen, »damit Sie das vergnügen haben desto mehr zu entdecken«. Daniel Chodowiecki an Johann Caspar Lavater, 4. Januar 1774; ebd., S. 71. Am 19. Februar 1774 forderte Lavater aber die Angaben zu den Charakteren der Personen ein, um die Gesichter lesen zu können; ebd., S. 78.

<sup>22</sup> Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Hrsg. von Heinz Schlaffer. München 1986 (Johann Wolfgang Goethe: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausg. Bd. 19), S. 287 (17. Februar 1829). In *Dichtung und Wahrheit* heißt es ganz ähnlich, daß »Lavater und Basedow geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken

schaftlicher Gesichtspunkte lag jedoch gerade die Schwierigkeit begründet, die sich bei dem Christuskopf ergeben hatte. So war letztlich der Wunsch, eine ästhetische Entsprechung für den höchsten Menschen zu finden, religiös begründet, nicht jedoch naturwissenschaftlich haltbar. Denn – um noch einmal Friedrich Nicolai zu bemühen – eine die Natur beobachtende Wissenschaft geht a posteriori vor, die Religion hingegen a priori. In seinem Brief an Zimmermann formulierte er noch schärfer: Lavaters gesamtes physiognomisches System gründe sich auf »ein geheimes und [...] unsinniges System der Religion«, das dieser in seinen *Aussichten auf die Ewigkeit* (1768–1773) formuliert habe. Nicolai zitiert daraus:

Christus hat die menschliche Natur verbessert, indem aller Aether, der in Welt ist, durch seinen Körper circulirt hat. Der Aether ist in beständigen harmonischen Schwingungen; dieser Schwingungen sind die Körper der Gläubigen empfänglicher, weil sie weichere und rundere Fibern haben; die Körper der Gottlosen hingegen sind steif und hart wie die Todten, und respiren den mit Christuskraft imprägnirten Aether.<sup>23</sup>

Auf dieser Einschätzung gründet sich nach Nicolais Meinung die zentrale These in Lavaters physiognomischen Ausführungen von der Parallelität moralischer und ästhetischer Kriterien, der Gleichsetzung von moralischer Güte und Schönheit, »denn freilich sind die Gläubigen runder und weicher, folglich schöner«.<sup>24</sup> Hierauf beruhe auch der Denkfehler, daß der Christuskopf der

---

gebrauchten«. Johann Wolfgang Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. In: Ders.: *Werke*. Bd. 10. München 1976 (Hamburger Ausg.), S. 38.

<sup>23</sup> Friedrich Nicolai an Johann Georg Zimmermann, 15. April 1775; Bodemann, *Zimmermann* (Anm. 18), S. 305. Johann Georg Sulzer bemerkt zu derselben These Lavaters: »Unser Lavater vertieft sich erstaunlich in seinen schwärmerischen Speculationen. Er hat nun ein System ausgedacht, nach welchem er durch Hülfe der Physik sehr umständlich beweist, wie Christus auch durch seine Wirkung auf die körperliche Welt das Sittliche darin vollkommener macht. Das heißt wahrlich einen Mißbrauch von seinem Genie machen.« Johann Georg Sulzer an Johann Georg Zimmermann, 23. Februar 1775; ebd., S. 246.

<sup>24</sup> Friedrich Nicolai an Johann Georg Zimmermann, 15. April 1775; ebd., S. 305. Nicolai kommt in einer Notiz, die in seinen nachgelassenen Schriften veröffentlicht wurde, noch einmal auf das Problem der Schönheit zurück: »Die Schönheit in einem Körper hat an sich keinen Vorzug, als das Übereinstimmen vorzüglicher Weise, aber zur Schönheit. Ein Mensch z. B., bey dem alle Theile zur Schönheit übereinstimmen, ist an sich kein vorzüglicherer Mensch, als der, an dem z. B. alle Theile zur Empfänglichkeit der Begriffe, oder zum Geben, oder zur Stärke übereinstimmen. Vielmehr gegen jene betrachtet, in so fern Schönheit an sich betrachtet und in jedesmaliger Beziehung, (z. B. ob das Object Mann oder Weib, jung oder alt sey), besser oder schlechter ist, als jene Eigenschaften, würde er auch besser oder schlechter seyn als jene Menschen. Ein Mensch, bey dem alle Zeichen der Schönheit zusammen treffen, müßte ein Ideal, d. h. in Fleisch und Beinen ein Unding, u. in Stein eine griechische Statue seyn.

schönste sein müsse. Und ebenfalls für Goethe stand außer Frage, daß bereits in Lavaters Aufgabenstellung an den Künstler der Keim des Scheiterns lag:

Um die Verwirklichung der Person Christi war es ihm am meisten zu tun; daher jenes beinahe unsinnige Treiben, ein Christusbild nach dem andern fertigen, kopieren, nachbilden zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keines genügt.<sup>25</sup>

Nun kann vermutet werden, daß Chodowiecki – vor die Wahl gestellt – gerade die religiöse Dimension von Lavaters Physiognomik schätzte. So tröstete er Lavater über seinen schlechten Ruf in Berlin:

Daß Nicolai und Leute von seinem Schlage Ihre Schriften mit Füßen treten, das ist ganz natürlich, theils thun sie es Ihrer Person, theils Ihrer Schriften wegen. Wie sollten sie den Mann nicht beneiden, der in allen Stücken so weit über sie erhaben ist, und der von so vielen Seelen geschätzt und geliebt ist. Wie könnten sie die Schriften lieben, die vielleicht manchmal die fühlbaren Saiten ihres Herzens und Gewissens berühren. Durch Schelten und Spotten suchen sie dann solche Gefühle zu betäuben.<sup>26</sup>

Es finden sich in seinen Briefen an Lavater keine Bemerkungen zu anderen Texten zur Physiognomik, etwa zu Pernetys *La connoissance de l'homme moral par celle de l'homme physique*, für deren zweiten Band (1777) er das Frontispiz entworfen hat, selbst nicht zu Lavaters früheren physiognomischen Schriften, wohl aber zu dessen Tagebüchern. Diese von einer tiefen Religiosität durchdrungenen Werke hatten Chodowiecki für den Autoren eingenommen.<sup>27</sup> Dies war offensichtlich die Ebene, auf der sich der Theologe und der praktizierende Christ treffen konnten. So scheint Chodowieckis Schwierigkeit auch darin gelegen zu haben, daß er als Christ die religiöse Dimension bevorzugen mußte, als Künstler hingegen auf der Naturbeobachtung pochte, oder vereinfacht: Der Christ in ihm verlangte eine Idealisierung, der Künstler hingegen einen Realismus.

---

Ein Mensch, in dem zuviel Zeichen der Schönheit, im Gegensatz gegen andere Eigenschaften, die er notwendiger haben muß, wären, würde ein schlechterer Mensch seyn.« Leopold Friedrich Günther von Goeckingk: *Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß*. Berlin 1820, S. 140.

<sup>25</sup> Goethe, *Dichtung und Wahrheit* (Anm. 22), S. 157.

<sup>26</sup> Daniel Chodowiecki an Johann Caspar Lavater, 8. Februar 1780; Chodowiecki, *Briefwechsel* (Anm. 2), S. 274. Es sei in diesem Zusammenhang an Chodowieckis Weigerung erinnert, einige Szenen zu Nicolais *Sebalduß Nothanker* zu illustrieren, da sie mit seinen religiösen Vorstellungen nicht in Einklang zu bringen waren; siehe Daniel Chodowiecki an Friedrich Nicolai, 8. März 1776; ebd., S. 153–159.

<sup>27</sup> Daniel Chodowiecki an Johann Caspar Lavater, März 1774; ebd., S. 82. Zu einem gänzlich anderen Urteil über Lavaters Tagebücher kam Johann Georg Sulzer, siehe unten Anm. 58.

Dieser Konflikt sollte auch bei der letzten größeren Zusammenarbeit mit Lavater auftreten, bei den Illustrationen für dessen *Jesus Messias* (1783/84). Weder Künstler noch Autor wurden glücklich mit den Illustrationen. Und in der Tat können sie auch nicht recht überzeugen. Wieder gab es Probleme mit der Physiognomie des Christus, die Idealisierung kippt in übertriebenes, fast schon nazarenisches Sentiment um (Abb. 5).<sup>28</sup> Zu einem anderen Blatt bemerkte Lavater kategorisch:

Die Martha, den mir gesandten umriß, kann ich nicht brauchen – 1° weil ich nie, nie kein unvollkommenes Profil der Hauptperson coute qui coute leiden kann [...] Christus muß immer in allen Stücken, die ich bestelle, wenigstens ganz Profil, wo möglich mehr seyn, nie kein Haar weniger [...] Petrus Johannes und Jakobus müssen all auf Martha hinter Christus stehend, niedersehen – und wens lauter Profile wären. Es thut gut, u. ist ein vorurtheil: Es thue nicht gut.<sup>29</sup>

Da nun das Profil nach Lavaters Ansicht besonders geeignet ist, den Charakter einer Person zu veranschaulichen, bevorzugte er diese Form, ungeachtet des Problems, mit Profilen eine Handlung überzeugend zu veranschaulichen.<sup>30</sup> Hier wurde die Schwierigkeit Chodowieckis noch verstärkt durch die Gattungsfrage. Hatte sich der Künstler bis dahin hauptsächlich im Porträtfach, im Genre und in der zeitgenössischen Geschichte bewegt, so wagte er sich nun in die Historie vor, wovon er immer geträumt hatte.<sup>31</sup> Nun waren es eine Idealisierung einfordemde Religiosität und die Gattungsregeln der Historie, die mit einem Realismus, einer Naturbeobachtung in Konflikt gerieten und das Scheitern der Blätter erklären.

\*

<sup>28</sup> Engelmann 486.

<sup>29</sup> Johann Caspar Lavater an Daniel Chodowiecki, 26. März 1784; Chodowiecki, *Briefwechsel* (Anm. 2), S. 409.

<sup>30</sup> Eine konzise Charakterisierung des Profils bei Busch, »Chodowieckis Darstellung« (Anm. 9), S. 324: »Profil ist eine Form Handlung stilllegender Fixierung, die zu isolierter, nicht kontinuierlicher Bildlektüre führt.«

<sup>31</sup> Siehe etwa Daniel Chodowiecki an Gräfin Christiane von Solms-Laubach, 6. März 1784: »Ich wollte gern ein mahl eine Folge von historischen Gegenständen bearbeiten, worinn ich mich im eigentlich Grossen Ausdruck, in schönen Gewändern und malerischen Stellungen, Zusammensetzungen, Beleuchtungen üben könnte, und muß immer beym tändelnden Modekram der Romane bleiben.« Chodowiecki, *Briefwechsel* (Anm. 2), S. 408; siehe auch Wolfgang von Oettingen: *Daniel Chodowiecki. Ein Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert*. Berlin 1895, S. 197f.



Abb. 5: Chodowiecki, Illustration zu Johann Caspar Lavaters *Jesus Messias*, 1783/84, *Der betende Jesus*, Radierung.

Soweit zu den sich aus der unmittelbaren Zusammenarbeit von Autor und Illustrator ergebenden Problemen. Chodowieckis Haltung läßt sich jedoch auch in Verbindung bringen mit einer Diskussion zur Physiognomik und zu Lavater, die sich in Berlin wie an kaum einem anderen Ort entfacht hatte und die recht schnell zu einer einhelligen Meinung über Schrift und Autor führte. Bald war das Urteil der Berliner Aufklärer nicht mehr zu trennen von der Kritik an den religiösen Ideen des Theologen und der allgemeinen Empörung über Lavaters Affront gegenüber Moses Mendelssohn. Erst in den neunziger Jahren wurde die Diskussion um die Disziplin wieder aufgenommen, nun aber unter anderen Vorzeichen.<sup>32</sup>

Am Anfang stand eine in den Jahren 1768–1770 in der Berliner »Académie Royale des Sciences et Belles-lettres« geführte Diskussion zwischen dem Bibliothekar Friedrichs II. Joseph-Antoine Pernetý und dem Vorleser des Königs Henri-Alexandre Le Catt, bei der die Physiognomik prinzipiell zur Debatte stand. Was den Schlagabtausch ausgelöst hat, ist nicht bekannt. Die Beiträge der beiden Kontrahenten (drei Vorträge von Le Catt und vier Vorträge von Pernetý) wurden in den *Mémoires* beziehungsweise den *Nouveaux Mémoires* der Akademie veröffentlicht;<sup>33</sup> Pernetý stellte seine Vorträge zudem seiner Schrift *La connoissance de l'homme moral par celle de l'homme physique* (1776/77)<sup>34</sup> voran, für deren zweiten Band Chodowiecki das Frontispiz lieferte.

<sup>32</sup> In den neunziger Jahren sollte die Physiognomik im Zusammenhang mit der sich entwickelnden Anthropologie und der Frage der Nationalphysiognomie diskutiert werden; siehe Walter Bredow: »Wilhelm von Humboldt und die Physiognomik«. In: *Clio Medica* Bd. 4 (1969), S. 33–42. Vgl. dazu auch Immanuel Kant: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (ca. 1796/97). In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Akademie-Ausg. Bd. 7. Berlin 1917, S. 295–302 (»Von der Physiognomik«).

<sup>33</sup> Henri-Alexandre Le Catt: »Sur les physionomies«. In: *Mémoires de l'Académie royale des sciences et belles-lettres*. Bd. 24 (1768), S. 494–500. – Ders.: »Sur les physionomies. Second discours«. Ebd. Bd. 25 (1769), S. 474–487. – Ders.: »Sur les physionomies«. In: *Nouveaux mémoires de l'Académie royale des sciences et belles-lettres*. Bd. 1 (1770), S. 415–424. – Joseph-Antoine Pernetý: »Discours sur la physionomie et sur les avantages des connoissances physiologiques.« In: *Mémoires*. Bd. 25 (1769), S. 437–473; dieser Vortrag erschien auch als eigenständige Publikation unter demselben Titel, Berlin 1769. – Ders.: »Second discours sur les connoissances physiologiques«. In: *Nouveaux mémoires*. Bd. 1 (1770), S. 425–441. – Ders.: »Troisième discours sur la science physiologique et ses avantages«. Ebd., S. 442–469. – Ders.: »Quatrième discours sur les avantages des connoissances physiologiques«. Ebd., S. 470–496.

<sup>34</sup> Joseph-Antoine Pernetý: *La connoissance de l'homme moral par celle de l'homme physique*. 2 Bde. Berlin 1776/77, Bd. 1, S. 21–214; 1784/85 erschien in Dresden eine Übersetzung unter dem Titel: *Versuch einer Physiognomik, oder Erklärung des moralischen Menschen durch die Kenntniß des physischen*. Die Vorträge darin Bd. 1, S. 14–170.

Pernety stand in der französischen Wissenschaftstradition und bemühte sich um die Überwindung des letztlich durch die cartesianische Lehre festgeschriebenen Leib-Seele-Dualismus. Gerade die Physiognomik erschien den Wissenschaftstheoretikern als eine Möglichkeit, einen eindeutigen Zusammenhang zwischen den beiden Teilen des Menschen nachzuweisen, um damit ein einheitliches, in sich geschlossenes Menschenbild zu schaffen, das nicht religiös geprägt war, sondern die Erkenntnisse der Naturwissenschaften, allen voran der Medizin berücksichtigte.<sup>35</sup> Pernety galt jedoch bereits seinen Zeitgenossen als ein Kompilator der Ergebnisse anderer, ohne einen eigenständigen Beitrag beizusteuern.<sup>36</sup>

Le Catt begegnete Pernety in seiner Kritik an der Physiognomik nicht auf derselben Ebene, ihn interessierte die Frage der Wissenschaftlichkeit, der Überwindung des Leib-Seele-Dualismus nicht. Seine Einwände waren unter anderem ethischer Natur. So berücksichtigte nach seiner Meinung die Physiognomik nicht, daß Menschen wesentlich durch Glück und Unglück, durch Situationen geprägt würden. Auch besitze der Mensch die Fähigkeit, sich und seinen Charakter zu verändern. Die Physiognomik wolle hingegen den Weg von denen abkürzen, die durch eine Garten gehen und tausend Früchte probieren, um diejenige zu finden, die ihnen schmeckt.

Mais l'homme n'est pas un melon; un fruit ne peut pas changer sa qualité, et un homme change son caractere, ou du moins n'agit pas toujours en conséquence.<sup>37</sup>

Außerdem könnten Beobachter ihre Mitmenschen nicht objektiv einschätzen, da ihre Wahrnehmung etwa durch Kindheitserlebnisse geprägt sei, durch Vor-

<sup>35</sup> Zu Pernety und der von ihm vertretenen Theorie siehe Isa Lohmann-Siems: »Der universale Formbegriff in der Physiognomik des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der gegenwärtigen Kunsttheorie«. In: *Jahrbuch der Hamburger Kunstsammlungen* Bd. 9 (1964), S. 49–74; zur allgemeinen Wissenschaftsdiskussion siehe Thomas Kirchner: *L'expression des passions. Ausdruck als Darstellungsproblem in der französischen Kunst und Kunsttheorie des 17. und 18. Jahrhunderts*. Mainz 1991, bes. S. 328–339.

<sup>36</sup> Georg Gustav Fülleborn: »Abriss einer Geschichte und Literatur der Physiognomik«. In: *Beyträge zur Geschichte der Philosophie*. Hrsg. von Georg Gustav Fülleborn. 8. St. (1797), S. 160. Außer der bereits zitierten Schrift *La connoissance de l'homme moral par celle de l'homme physique* hat Pernety noch zwei weitere Werke zur Physiognomik veröffentlicht: *Lettres philosophiques sur les physiognomies*. La Haye 1746, die Schrift blieb jedoch nach Fülleborn, S. 156f., ohne sonderliche Wirkung; und *Observations sur les maladies de l'ame. Pour servir suite au traité de la connoissance de l'homme moral par celle de l'homme physique*. Berlin 1777 (deutsch: *Beobachtungen über die Krankheiten der Seele, oder der Physiognomik dritter Band*. Dresden 1785). In dieser zuletzt erschienenen Schrift versucht Pernety die Physiognomik für die Diagnostik und die Heilkunst nutzbar zu machen.

<sup>37</sup> Le Catt, »Sur les physionomies« (Anm. 33), S. 497. Zu Le Catts Ausführungen siehe auch Fülleborn, »Abriss« (Anm. 36), S. 158f.

lieben und Abneigungen beeinflußt werde, der Mensch letztlich durch seinen Instinkt geleitet werde. Und selbst wenn die Physiognomik sichere Erkenntnisse hervorbringen würde, so könnten diese sogar schädlich sein. Denn Menschen, die durch ihr Aussehen als böse gekennzeichnet wären, würde damit jeder Reiz genommen, sich zu bessern. So kam Le Catt zu dem abschließenden Urteil,

[...] qu'autant qu'il est utile aux hommes de connoître l'état actuel de l'ame par l'extérieur, autant il leur est utile d'être privés de la connoissance du caractere par les physionomies.<sup>38</sup>

Dies sollten wesentliche Einwände gegen die Physiognomik und gegen die *Physiognomischen Fragmente* bleiben, auch wenn Nicolai in seiner bereits erwähnten Besprechung von Lavaters beiden ersten physiognomischen Untersuchungen in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek*<sup>39</sup> erst einmal die Disziplin und Lavaters Konzept recht positiv einschätzte.<sup>40</sup> Die Erkenntnisfähigkeit der Disziplin, selbst die Wissenschaftlichkeit wird anerkannt; eingewandt wird, daß man einen Charakter lediglich auf Grund der Gesamtheit aller Phänomene beurteilen könne, wozu auch Stimme, Bewegung etc. gehöre. Außerdem dürfe man sich nicht durch einseitige Interessen leiten lassen, etwa wenn Lavater im Charakter vor allem die Tugenden suchen wolle. Und schließlich warnt der Rezensent vor der manchmal etwas überschwenglichen Einbildungskraft des Autors.<sup>41</sup> In den nachgelassenen Schriften Nicolais heißt es dazu – ähnlich wie bei Le Catt – allgemeiner:

Bey der Erklärung einer Physiognomie muß ich 1. auf das Object, 2. auf mich selbst sehen. Wenn ich ein hervorspringendes Zeichen im Objecte bemerke, so ist das bezeichnete zwar wirklich im Objecte, es kann aber in mir der Grund liegen, warum ich dieses Zeichen vorzüglich von allen andern sehe.<sup>42</sup>

<sup>38</sup> Le Catt, »Sur les physionomies« (Anm. 33), S. 499.

<sup>39</sup> Nicolai: »Besprechung« (Anm. 17). Zu dem von Nicolai ebenfalls angesprochenen Problem im Zusammenhang mit dem Christuskopf siehe oben.

<sup>40</sup> So bemerkte er in einem Brief vom 8. Oktober 1773 gegenüber Lavater: »Ich denke über die Belehrung meines Freundes Moses [Mendelssohn], über Ihr Tagebuch, über Ihre Aussichten ganz anders als Sie [...] Aber hingegen in der Physiognomik ist's, als ob eine gleichgestimmte Saite zugleich erklänge.«; zitiert nach Alfred Stern: »Mirabeau und Lavater«. In: *Deutsche Rundschau* Bd. 118 (März 1904), H. 6, S. 426.

<sup>41</sup> Lavater reagierte äußerst erfreut auf die Besprechung: »Und was soll ich von Ihrer Rezension meiner physiognomischen Broschüre sagen? Wirklich erstaun' ich über die Mühe, die Sie sich genommen! über Ihre beyspiellose Billigkeit und so manche scharfsinnige Bemerkung! so manche treffende Rechtfertigung. Ich kann nichts weiter sagen als ich dank' Ihnen und Zimmermann.« Johann Caspar Lavater an Friedrich Nicolai, 23. Februar 1775; ebd.

<sup>42</sup> Friedrich Nicolai; in: Goekingk, *Nicolai's Leben* (Anm. 24), S. 139f.

Hatte Friedrich Nicolai seine Kritik zu den ersten physiognomischen Schriften in seiner Besprechung noch recht verhalten geäußert, etwa in den oben wiedergegebenen Einwänden zum Christuskopf, so wurde er in dem bereits zitierten Brief an Johann Georg Zimmermann deutlicher.<sup>43</sup> Er hatte nun die ersten elf Bögen des ersten Bandes der *Fragmente* gelesen und fühlte sich in seinen Befürchtungen bestätigt. Wieder warnte er vor der allzu regen Einbildungskraft Lavaters. Wenn dieser sie schon ausleben müßte, dann aber nicht in der Physiognomik, »die sich ganz auf Natur und Thatsachen gründen muß, oder gar nichts ist.«<sup>44</sup> So aber, wie Lavater die Physiognomik angehe, werde er die Disziplin um Jahrzehnte zurückwerfen.

So kam dann auch die Besprechung der ersten beiden Bände der *Physiognomischen Fragmente* in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* einem vollkommenen Verriß gleich.<sup>45</sup> Es wird ein ganzer Katalog von Einwänden aufgeführt, die meisten betreffen Lavaters Vorgehensweise. Die überschwengliche Vorstellungskraft des Autors, seine »Andächteley, Seelenentzückung«<sup>46</sup> mache das Werk wenig brauchbar, die Aussagen würden durch das »physiognomische Gefühl«, auf das sich Lavater beruft, unzuverlässig. Er untersuche häufig ihm nahestehende Personen und bringe dabei seine freundschaftlichen Empfindungen in die Beschreibungen mit ein. Außerdem arbeite er nach Bildern, nicht jedoch nach der Natur, unterscheide nicht den Ausdruck der Leidenschaften vom Ausdruck des Charakters. Auch die Parallelisierung von mora-

<sup>43</sup> Friedrich Nicolai an Johann Georg Zimmermann, 15. April 1775; Bodemann, *Zimmermann* (Anm. 18), S. 303–307. Zu dem sich wandelnden Verhältnis von Nicolai und Lavater siehe Stern, »Mirabeau und Lavater« (Anm. 40), bes. S. 423–431.

<sup>44</sup> Friedrich Nicolai an Johann Georg Zimmermann, 15. April 1775; Bodemann, *Zimmermann* (Anm. 18), S. 304. Moses Mendelssohn formulierte ganz ähnlich: »Der Beobachtungsegeist erfordert kaltblütige Bedachtsamkeit, allenfalls mäßige Wärme, wenn er verfeinert werden soll. Bey dem Feuer der Lavaterischen Einbildungskraft aber, verfliegt er gar zu bald [...] Der Enthusiasmus stellt uns überhaupt die Zeichen ausdrucksvoller vor, als sie wirklich sind. Eine solche Disposition der Seele, muß also geneigt machen, in den Physiognomien weit mehr zu lesen, als darinn enthalten ist.« Moses Mendelssohn: *Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Jubiläumsausg. Bd. 3. 1. Berlin 1932, S. 328.

<sup>45</sup> »Besprechung von Johann Caspar Lavater: Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Bd. 1 und 2. Leipzig und Winterthur 1775/76«. In: *Allgemeine deutsche Bibliothek* Bd. 29 (1776), 2. St., S. 379–414. Der Autor der Besprechung ist nicht bekannt, der Artikel ist – wie in der *AdB* üblich – anonym erschienen, aber nicht mit einer Paraphe signiert. Es ist durchaus möglich, daß die Besprechung ebenfalls von Nicolai stammte, da seine Zimmermann gegenüber formulierten Einwände weitgehend wiederauftauchen. Dieser Einschätzung wird durch Zimmermann bestätigt, siehe Johann Georg Zimmermann an Johann Georg Sulzer, 23. Februar 1777; Bodemann, *Zimmermann* (Anm. 18), S. 262.

<sup>46</sup> »Besprechung von Lavater: Physiognomische Fragmente« (Anm. 45), S. 382.

lischer Güte und Schönheit wird angesprochen. Bei einer solch umfassenden Kritik kam dann die angekündigte Besprechung der beiden letzten Bände nicht mehr zustande.

Für Moses Mendelssohn war besonders der zuletzt angesprochene Kritikpunkt von Bedeutung: die von Lavater postulierte Kongruenz von ästhetischen und moralischen Faktoren. Zwar steht auch für ihn eine Korrespondenz zwischen Innen und Außen, eine Harmonie zwischen Güte und Schönheit außer Frage; er muß jedoch erkennen, daß der Begriff der Schönheit ein relativer ist. Als Abstraktum könne man sich ihm nur statistisch nähern. Konkret werde Schönheit subjektiv unterschiedlich empfunden, sei letztlich allein rezeptionsästhetisch faßbar.<sup>47</sup> Auch drücke sich eine moralische Qualität nicht immer in derselben Form auf dem Äußeren der Menschen aus. Und selbst wenn einige Merkmale als äußere Form von Moral erkannt werden, so seien diese doch nicht per se schön, sondern sie würden nur deshalb als schön akzeptiert, weil sie Zeichen für eine moralische Qualität sind:

[...] das Antlitz des Menschen [gibt] zuweilen innere Tüchtigkeit und Güte durch Züge zu erkennen, die als blosse Linien betrachtet nichts angenehmes haben würden, als Zeichen aber gleichwol einen gefälligen Eindruck machen.<sup>48</sup>

Auch wenn für Mendelssohn feststand, »daß die Tugend verschönert und das Laster verhässlicht«,<sup>49</sup> so führten ihn doch seine Überlegungen zu einer für Lavaters Physiognomik fatalen Konsequenz.

Wenn durch Schönheit der Totaleindruck [von Hogarths Verhältnis- und Linien-schönheit und von Ausdrucksschönheit] verstanden wird, der durch das Anschauen einer menschlichen Figur entstehet; so kan allerdings dieser Lasterhafte schöner seyn, als dieser Tugendhafte. In dem Zusammenflus so mannigfaltiger und verwickelter Empfindungen können bei jenem eines Theils die leblose und organische Schönheit manchen Abgang der intellektual und sittlichen Schönheit hinlänglich ersezen, und andern Theils die Kollisionsfälle den Ausdruck der innern Häslichkeit des Geistes und des Herzens weniger sichtbar

<sup>47</sup> »Eine Sache, die einen angenehmen Schein hat, ist schön. Es gibt kein absolutes Ideal der Schönheit; sondern jedes Subject erfordert, nach dem Maaße seiner Kräfte und Fähigkeiten ein anderes Ideal, das demselben entspricht. Ein absolutes Ideal würde alle vorhin angeführten Schönheiten in dem höchsten Grade und in der vollkommensten Uebereinstimmung verbinden. Dieses ist so wenig möglich, als daß sich ein Körper mit der allergrößten Geschwindigkeit, oder nach allen Richtungen zugleich bewege.« Mendelssohn, *Zufällige Gedanken* (Anm. 44), S. 323.

<sup>48</sup> Moses Mendelssohn: *Ueber einige Einwürfe gegen die Physiognomik, und vorzüglich gegen die von Herrn Lavater behauptete Harmonie zwischen Schönheit und Tugend*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Jubiläumsausg. Bd. 3. 1. Berlin 1932, S. 331.

<sup>49</sup> Ebd., S. 332.

machen, und dadurch die Totalempfindung zu seinem Vortheil stimmen; so wie das Gegentheil hiervon bei diesem der Ausdruck der innern geistigen und sittlichen Vortreflichkeit verdunkeln und unmerkbar machen kan.<sup>50</sup>

Lavaters letztlich auf einer idealistischen Ästhetik basierendes System von Korrespondenzen war damit zwar nicht als ein Denkmodell vom Tisch, in der Praxis jedoch wegen der nicht möglichen Eindeutigkeit der Aussage völlig zurückgenommen.<sup>51</sup>

Mendelssohn scheint in seinem Urteil besonders an Lichtenberg anzuknüpfen, mit dessen auch in Berlin lebhaft aufgenommenen Schrift *Über Physiognomik wider die Physiognomen* (1778) der Stab über Lavaters *Fragmente* gebrochen war. Dort findet sich ebenfalls die Überlegung, daß moralische Qualitäten sich zwar auf die Schönheit auswirkten, diese Schönheit aber nichts mit einer Schönheit im Winckelmannschen Sinne zu tun habe; daß physiognomische Deutungen nicht objektiv seien, sondern Assoziationen gleichkämen; daß Gleichaussehendes durchaus Hinweis auf unterschiedliche Fähigkeiten sein könne; daß ein Gesicht nicht nur Innenbezüge besitze, sondern sein Erscheinungsbild auch aus Außeneinflüssen resultiere; daß aber Moral im Prinzip schöner mache, Laster häßlicher. Mit seiner Überlegung, daß nicht die Physiognomik, sondern einzig die Pathognomik Auskunft über den menschlichen Charakter geben könne, wies Lichtenberg schließlich der Diskussion den weiteren Weg.<sup>52</sup> Dem schloß sich zum Beispiel der Rezensent der *Physiognomischen Fragmente* in der in Leipzig erschienenen *Neuen*

<sup>50</sup> Ebd., S. 331.

<sup>51</sup> Kant sollte einige Jahre später in seiner wohl 1796/97 verfaßten *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* noch weiter gehen und eine Korrespondenz von Schönheit und moralischer Qualität gänzlich ablehnen: »[...] es wäre ungereimt [...] zu schließen: daß er [der Schöpfer] etwa einer guten Seele auch einen schönen Leib werde beigegeben haben, um den Menschen, den er schuf, bei andern Menschen zu empfehlen und in Aufnahme zu bringen, oder auch umgekehrt einen von dem andern [...] abgeschreckt haben werde. Denn der Geschmack, der einen bloß subjectiven Grund des Wohlgefallens oder Mißfallens eines Menschen an dem andern (nach ihrer Schönheit oder Häßlichkeit) enthält, kann der Weisheit, welche objectiv das Dasein derselben mit gewissen Naturbeschaffenheiten zum Zweck hat (den wir schlechterdings nicht einsehen können), nicht zur Richtschnur dienen, um diese zwei heterogenen Dinge als in einem und demselben Zweck vereinigt im Menschen anzunehmen.« Immanuel Kant: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Akademie-Ausg. Bd. 7. Berlin 1917, S. 296.

<sup>52</sup> Georg Christoph Lichtenberg: *Über Physiognomik wider die Physiognomen. Zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis*. Göttingen 1778, zuerst erschienen im *Goettinger Taschen-Calender* von 1778; hier zitiert nach Lichtenberg: *Der Fortgang der Tugend und des Lasters. Erklärungen zu Daniel Chodowieckis Monatskupfer zum Göttinger Taschenkalender 1778*. Frankfurt a. M. 1986, S. 35–118.

*Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* an.<sup>53</sup> Einzig in Weimar schien Lavater noch einige Parteigänger zu haben. Zwar entstand hier auch mit Musäus' *Physiognomischen Reisen* (1778) eine der bekanntesten Satiren auf die *Fragmente*, indes setzte sich Wielands *Teutscher Merkur* vehement für Lavaters Studie ein,<sup>54</sup> und auch Herder bezog Position für die Physiognomik und ihren Verfasser.<sup>55</sup>

- <sup>53</sup> »Besprechung von Johann Caspar Lavater: Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis. 4 Bde. Leipzig und Winterthur 1775–1778«. In: *Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* Bd. 22. 1. St. (1778), S. 119–165 und 2. St. (1779), S. 191–260.
- <sup>54</sup> »Nachruf zu der im Göttingischen Almanach Jahre 1778 an das Publikum gehaltenen Rede über Physiognomik«. In: *Teutscher Merkur* November 1777, S. 106–119. In einem Brief an Lavater schreibt Wieland: »Seit ich angefangen habe, Ihre Fragmente von Physiognomik zu studiren, habe ich mir vorgesetzt, mein übrig Leben lang daran zu studiren. Ich kann Ihnen nicht sagen, in welchem Grad ich Sie verehere, seitdem ich durch dies große Werk Sie besser kennen zu lernen glaube.« Und in einem anderen Brief: »Ihre neuen Offenbarungen – das ist das eigentliche Wort, was Ihre physiognomische Fragmente mir sind.« Zitiert nach Friedrich Wilhelm Bodemann: *Johann Caspar Lavater. Nach seinem Leben, Lehren und Wirken*. Gotha 1856, S. 235f. Auch im in Leipzig erschienenen *Deutschen Museum* bemühte man sich, Lavater gegenüber Lichtenberg zu verteidigen, siehe »Ueber einige Einwürfe gegen die Physiognomik, und vorzüglich gegen die von Herrn Lavater behauptete Harmonie zwischen Schönheit und Tugend«. In: *Deutsches Museum*, März 1778, S. 193–198; in der folgenden Ausg. wurde Lavaters Antwort auf Lichtenberg aus dem vierten Band der *Fragmente* abgedruckt, siehe »Johann Kaspar Lavaters Anmerkungen zu einer Abhandlung über Physiognomik im Göttingischen Taschenkalender aufs Jahr 1778«. In: *Deutsches Museum*, April 1778, S. 289–317.
- <sup>55</sup> So schreibt Johann Gottfried Herder an Johann Caspar Lavater: »Bei Deiner Physiognomik bin ich herzlich mit Dir, in Dir gewesen, habe mit Deinen Augen gesehen und mit Deinem Herzen empfunden. Deine Grundsätze, wie ich sie Dir mit heiligem Spähen abahnde, sind (für mich!) außerordentlich wahr, treffend, weckend, oft himmlisch gewesen. Rechte Scherblicke dessen, was im Menschen liegt, was, wenn er's nicht ist, er werden kann, des Gewächses der Ewigkeit.« Zitiert nach Bodemann, *Lavater* (Anm. 54), S. 236. Herder besprach zudem die beiden ersten Bände der *Fragmente* in der *Lemgoer Bibliothek*, siehe Johann Gottfried Herder an Johann Georg Zimmermann, o. D. (empfangen am 26. März 1776); Bodemann, *Zimmermann* (Anm. 18), S. 337, vgl. *Aus Herders Nachlaß. Ungedruckte Briefe etc.* Hrsg. von H. Düntzer und F. G. Herder. Bd. 2. Frankfurt a. M. 1857, S. 168. Zu Herders Einschätzung der Physiognomik siehe auch Johann Gottfried Herder: *Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions Traume* (1778). In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Bernhard Suphan. Bd. 8. Berlin 1892, bes. S. 38–70. »Und dies alles sind keine Kunstregeln, kein studirte Uebereinkommnisse, es ist die natürliche Sprache der Seele durch unsern ganzen Körper, die Grundbuchstaben und das Alphabet alle dessen, was Stellung, Handlung, Charakter ist und wodurch diese nur möglich werden.« Ebd., S. 58.

Um 1780 war die unmittelbare Reaktion auf die *Fragmente* in Berlin weitgehend abgeschlossen. Einige Autoren beharrten noch auf der Richtigkeit der Physiognomik und ihrem wissenschaftlichen Charakter und versuchten die Disziplin aus der heftigen Diskussion um Lavater herauszuhalten. So verteidigt Sulzer die Physiognomik:

Wie unbegründet den meisten Menschen die Physiognomik, oder die Wissenschaft, aus dem Gesicht und der Gestalt des Menschen seinen Charakter zu erkennen, vorkommen mag: so ist doch nichts gewisser, als daß jeder aufmerksame und nur einigermaßen fühlende Mensch, etwas von dieser Wissenschaft besitzt.<sup>56</sup>

Über Lavater hingegen urteilt er zurückhaltender, etwa wenn er zu dessen physiognomischer Erstlingsschrift *Von der Physiognomik* gegenüber dem bereits erwähnten Hannoveraner Zimmermann bemerkt:

In Lavaters Physiognomik sind wirklich tiefsinnige Einsichten, aber wehe dem, der glaubt, daraus die Kunst zu lernen, wenn er nicht Lavaters Aug' und Herz hat.<sup>57</sup>

Und nach der Lektüre der ersten beiden Bände der *Fragmente* wird seine Einschätzung merklich kritischer:

In dem zweiten Theil der Physiognomik finde ich herrliche Gedanken und die edelsten Empfindungen, aber auch nicht wenig, das mir zum wahren Ekel geworden wegen der finstern, verstiegenen und in's Fanatische getriebenen Schreibart, die aus gar zu weit getriebenen Empfindungen herrühret.<sup>58</sup>

Jedoch sollte sich nun die Diskussion verlagern. Nicht mehr die Frage der Wissenschaftlichkeit der Disziplin oder gar der *Fragmente*, nicht mehr die religiösen Grundlagen von Lavaters Ausführungen interessierten, sondern die Frage der Konsequenzen eines physiognomischen Systems auf das Menschenbild, noch genauer auf die Freiheit des Menschen. In diesem Zusammenhang war es ebenfalls Moses Mendelssohn, dessen Stimme in Berlin Autori-

<sup>56</sup> Johann Georg Sulzer: *Allgemeine Theorie der Schönen Künste. In einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln.* Bd. 3. Leipzig 1787 (zuerst 1777), S. 600, Art.: »Portrait (Mahlerey)«.

<sup>57</sup> Johann Georg Sulzer an Johann Georg Zimmermann, 13. März 1772; Bode-mann, *Zimmermann* (Anm. 18), S. 210.

<sup>58</sup> Johann Georg Sulzer an Johann Georg Zimmermann, 27. September 1776; ebd., S. 256. Und zu den von Chodowiecki so stark empfundenen Tagebüchern bemerkte Sulzer: »Lavaters Tagebuch habe ich nicht gelesen und werde ich es vermutlich nicht lesen, denn jetzt hüte ich mich vor allem Lesen, das mir Nachdenken verursachen könnte.« Johann Georg Sulzer an Johann Georg Zimmermann, November 1773; ebd., S. 229.

tät besaß. Er war quasi unmittelbarer Lavater-Geschädigter, hatte ihm doch der Prediger zu einem Zeitpunkt, als sich das Judentum in Berlin zu emanzipieren begann, öffentlich nahegelegt, zum Christentum überzutreten. Andererseits bot sich Lavater durch seine immer irrationaler und mystischer werdenden Schriften geradezu als Zielscheibe an. Ohne den Namen Lavater selbst zu nennen, hatte Mendelssohn doch genau diese Entwicklung im Auge, als er an Zimmermann schrieb:

Wir träumten von nichts als Aufklärung, und glaubten durch das Licht der Vernunft die Gegend so aufgehellt zu haben, daß die Schwärmerey sich gewiß nicht mehr zeigen werde. Allein wie wir sehen, steigt schon, von der anderen Seite des Horizonts, die Nacht mit allen ihren Gespenstern wieder empor. Das Fürchterlichste dabey ist, daß das Uebel so thätig, so wirksam ist. Die Schwärmerey thut, und die Vernunft begnügt sich zu sprechen.<sup>59</sup>

Neben Nicolais *Allgemeiner deutscher Bibliothek* war es besonders die von Friedrich Gedike und Johann Erich Biester herausgegebene *Berlinische Monatsschrift*, die sich dieses Problems annahm und das wichtigste Organ der Berliner Aufklärung wurde. Hier erschienen die heftigsten Kritiken an Lavater, an seinem Mystizismus. Auch wurde hier diskutiert, ob der Züricher Prediger nicht gar ein heimlicher Katholik oder, schlimmer noch, ein Agent der Jesuiten sei.<sup>60</sup> In den Jahren 1786/87 veranstaltete die Zeitschrift eine regelrechte Kampagne gegen Lavater, die einer Generalabrechnung gleichkam.<sup>61</sup>

<sup>59</sup> Moses Mendelssohn an Johann Georg Zimmermann, 1. September 1784; ebd., S. 290.

<sup>60</sup> Dies war neben Lavaters Wunderglauben auch ein zentraler Vorwurf, den der soeben erst in Berlin eingetroffene Mirabeau gegen Lavater vorbrachte, siehe Honoré-Gabriel Riquetti, Comte de Mirabeau: *Lettre à \*\*\* sur M. M. de Cagliostro et Lavater*. Berlin 1786; siehe dazu Stern, »Mirabeau und Lavater« (Anm. 40), S. 419–442. Gegen den Vorwurf des Katholizismus nimmt Johann Georg Schlosser Lavater in einem offenen Brief an Leuchsenring vom 3. September 1786 in Schutz, abgedruckt in: *Deutsches Museum*, Januar 1787, S. 2–23; siehe auch Friedrich Leopold Graf zu Stolberg: »Etwas über Lavater«. Ebd., Februar 1787, S. 185f.

<sup>61</sup> Zu Beginn des Jahres kritisierte Johann Erich Biester Lavater scharf in einer Auseinandersetzung mit Garve; siehe »Beschluß von Biesters Antwort an Hrn. Professor Garve«. In: *Berlinische Monatsschrift*, Januar 1786, S. 30–66. Es folgt auf eine ohne Wissen des Autors veröffentlichte Schrift Lavaters (»Wenn nur Christus verkündigt wird! Oder Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche«. Ebd., Oktober 1786, S. 348–353) in der darauffolgenden Ausgabe eine Satire von Johann Salomo Semler: »Parodie auf Lavaters Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts«. Ebd., November 1786, S. 457–469; von dem Züricher Kollegen und Kritiker Lavaters J. J. Hottinger erschien hier: »Erklärung über eine Aeüßerung des Herrn Lavaters und einige seiner Freunde«. Ebd., Dezember 1786, S. 525–580; und nur wenige Monate später veröffentlichten die Herausgeber eine abschließende umfassende Kritik: Friedrich Gedike und

So ging Mendelssohn in einem in der *Berlinischen Monatsschrift* erschienenen Artikel mit dem suggestiven Titel »Giebt es natürliche Anlagen zum Laster?« der Frage nach, ob sittliches Verhalten angeboren sei oder »[...] ob die Tugend erlernt werden könne? [...] Wie viel ist in Absicht der Sittlichkeit auf Rechnung der Erkenntnißkräfte zu setzen?« Bereits die Fragestellung impliziert, daß die Erkenntnisfähigkeit wesentlich ist für ein sittliches Verhalten. Dieses setze sich zusammen aus

[...] Erkenntnis des Endzwecks und Erkenntnis der Mittel. Jene ist Wohlwollen, und [...] gutes Herz; diese heißt Klugheit. Beides zusammen ist Weisheit.<sup>62</sup>

Mendelssohn führt dies an anderer Stelle bei der Gegenüberstellung von Narr und Schurke weiter aus und fragt, was passiert, wenn nur eine der beiden Erkenntnisformen gegeben ist, denn ersterem fehle es »an Erkenntniß des Wahren«, letzterem »an Erkenntniß des Guten«. Beiden fehlt somit eine der zwei zum sittlichen Verhalten notwendigen Erkenntnisformen. Ist der Schurke jedoch theoretisch auf Grund seiner intellektuellen Fähigkeiten in der Lage, zur »Erkenntniß des Guten und Bösen« vorzustoßen, so bleibt dem Narren die Erkenntnis »des Wahren und Falschen« verschlossen, wodurch sein Übel nicht kurierbar erscheint.<sup>63</sup> Damit verdient er – im Unterschied zum Schurken – zwar unser Mitleid, jedoch kann er niemals – wie dieser – zur Erkenntnisfähigkeit kommen, er kann allenfalls ein »guter Narr« werden. Trotzdem: Auch wenn der Einfältige beide Erkenntnisformen nicht zusammenbringen kann, somit nicht eines sittlichen Handelns fähig ist, so kann er doch tugendhaft sein.<sup>64</sup>

Sittliches Verhalten ist somit ohne Erkenntnisfähigkeit nicht denkbar. Diese Meinung ist jedoch mit Lavaters Überlegungen zur Physiognomik und mit seiner Praxis, ja sogar mit der gesamten Disziplin nur schwer vereinbar. Ihre Annahme, daß der Charakter untrennbar mit den festen Kopfformen verbunden sei, zugleich der Charakter wesentlich das Verhalten des Menschen bestimme, verhindert geradezu, daß die Erkenntnisfähigkeit einen herausragenden Platz in der Entscheidungsfindung einnehmen kann. Der Mensch kann sich nur im ganz begrenzten Maße im Rahmen des physiognomisch Vorge-

---

Johann Erich Biester: »Ueber das itzige Streiten mancher Schriftsteller, besonders Lavaters gegen die Berliner«. Ebd., April 1787, S. 353–395; zu der Frage, ob Lavater heimlicher Katholik oder gar Jesuit sei, siehe ebd., S. 356–358.

<sup>62</sup> Moses Mendelssohn: »Giebt es natürliche Anlagen zum Laster?«. In: *Berlinische Monatsschrift*, März 1786, S. 193–204, hier zitiert nach ders.: *Gesammelte Schriften*. Jubiläumsausg. Bd. 6. 1. Berlin 1981, S. 155–162, Zitate S. 158.

<sup>63</sup> Moses Mendelssohn: *Ueber Freiheit und Nothwendigkeit*. Ebd., Bd. 3. 1. S. 349f.

<sup>64</sup> Mendelssohn. »Giebt es natürliche Anlagen zum Laster?« (Anm. 62), S. 159.

gebenen verändern.<sup>65</sup> Hingegen ging Mendelssohn davon aus, daß – da ja die Erkenntnisfähigkeit wesentlich zum sittlichen Verhalten ist – der Mensch jederzeit allein auf Grund seiner Vernunftbegabung in der Lage ist, sich für ein sittliches Verhalten zu entscheiden. Sein Verhalten ist damit ein in dem jeweiligen Moment des Handelns selbstgewähltes und selbstbestimmtes, mit anderen Worten: Der Mensch handelt frei, und nur der frei handelnde Mensch kann sittlich handeln.

Ein freiwählendes Wesen muss sich selbst, den Gegenstand seiner Wahl und den dadurch erreichbaren Endzweck kennen; weil ihm denn dieser Endzweck ein Gut dünkt, so erwacht von selbst in ihm Begierde zu diesem Gegenstande. Entstünden nun die Neigungen der Begehrenisse nicht aus der Erkenntnis einer Absicht, nicht aus einem Gutdünken, so wäre wohl die Freiheit bloss erträumt.<sup>66</sup>

Die politische Dimension dieser Einschätzung braucht hier nicht eigens betont zu werden.

\*

Die freie Entscheidung des Menschen zum sittlichen (oder auch zum lasterhaften) Verhalten war ebenfalls Gegenstand eines Zyklus, den Chodowiecki nach den genauen Angaben Lichtenbergs für den *Goettinger Taschen-Calender* von 1778 anfertigte und der für Lichtenberg so etwas wie die Quintessenz seiner Überlegungen zur Physiognomik war:<sup>67</sup> *Der Fortgang der Tugend und des Lasters*.<sup>68</sup> Nicht nur die Wahl des Themas, auch die Wahl des Hauptillustrators von Lavaters *Fragmenten* war wohl mit Bedacht vorgenommen. Auf jeweils sechs Blättern wird am Beispiel eines Mannes und einer Frau der Fortgang eines sittlichen und eines lasterhaften Lebenswandels verfolgt. Hatte jedoch Hogarth, dessen *Industry and Idleness* hier als unmittelbares Vorbild diente, zwei unterschiedliche Personen mit derselben Ausgangssituation gewählt, so wollte Lichtenberg dieselbe Person einmal mit einem sittlichen und einmal mit einem unsittlichen Lebensweg dargestellt wissen.

<sup>65</sup> Lichtenberg sollte dies in prägnanter Form auf den Punkt bringen: »[...] wenn jemand sagte: du handelst zwar wie ein ehrlicher Mann, ich sehe aber aus deiner Figur, du zwingst dich und bist ein Schelm im Herzen: Führ wahr eine solche Anrede wird bis ans Ende der Welt von jedem braven Kerl mit einer Ohrfeige erwidert werden.« Lichtenberg, *Über Physiognomik* (Anm. 52), S. 42.

<sup>66</sup> Moses Mendelssohn: *Abhandlung über das Kommerz zwischen Seele und Körper*. o. O. 1788, S. 50. Etwa zur gleichen Zeit beschäftigte sich auch Immanuel Kant in seiner *Grundlegung der Metaphysik der Sitten* (1785) mit der Frage der Freiheit des menschlichen Willens und des Handelns und dessen sittlicher Dimension.

<sup>67</sup> Lichtenberg, *Über Physiognomik* (Anm. 52), S. 115f.

<sup>68</sup> Engelmann 188.

Ich habe zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber es versteht sich wohl, daß der Ordentliche und der Unordentliche eigentlich doch dieselbe erste Person seyn sollen nur auf verschiedenen Wegen betrachtet, und eben so mit dem Frauenzimmer [...].<sup>69</sup>

Lichtenberg wollte damit betonen, daß die Wahl eines sittlichen oder eines lasterhaften Lebensweges nicht von einem unveränderbaren Charakter, nicht von möglicherweise im Sinne der Physiognomik vorgegebenen Prägungen ausgehe, wie es Hogarths Gegenüberstellung immer noch nahelegte, zumindest möglich erscheinen ließ, sondern einzig in der freien Entscheidung des Menschen begründet sei. Wenn dem Lasterhaften eine Wendung zum Guten nicht gelingen wolle, so liege dies einzig an der ihm fehlenden Kraft, sich zu bessern.<sup>70</sup>

Chodowiecki hielt sich genau an die Vorgaben: Ausgangspunkt der Gegenüberstellungen ist ein Junge beziehungsweise ein Mädchen auf der Scheide zum Erwachsenwerden, im Alter von etwa 16 Jahren (Abb. 6, 7). Diese sind der positiven Ebene zugeordnet, was durch ihre Physiognomie unterstrichen wird: Der Mensch ist per se erst einmal gut. (Kant sollte etwa zur gleichen Zeit in seiner Vorlesung *Über Pädagogik* Gott zum Menschen sagen lassen: »Gehe in die Welt, [...] ich habe dich ausgerüstet mit allen Anlagen zum Guten. Dir kommt es zu, sie zu entwickeln, und so hängt dein eignes Glück und Unglück von dir selbst ab.«)<sup>71</sup> Darunter wird angezeigt, was für einen positiven beziehungsweise negativen Lebensweg den Ausschlag gibt. Bei dem Jungen stehen Würfel und eine Weinflasche (eine Punschbowle nach Lichtenbergs Angaben) für den einen, Buch und Globus für den anderen; bei dem Mädchen verleiten Kostümbälle, Kartenspiel und die Lektüre erotischer Literatur (wozu Voltaires *La Pucelle d'Orleans* als Beispiel dient)<sup>72</sup> zu dem schlechten Lebenswandel, Strickzeug, das Studium der Bibel und das Gebet zum guten. Und ganz im Sinne von Lichtenbergs Lavater-Kritik unterscheiden sich die Kopfformen von Mann und Frau nicht nach dem von ihnen eingeschlagenen Lebensweg. (Man vergleiche die lasterhafte Frau in Blatt 10 mit

<sup>69</sup> Georg Christoph Lichtenberg an Daniel Chodowiecki, 23. Dezember 1776; Chodowiecki, *Briefwechsel* (Anm. 2), S. 181f.; vgl. auch Georg Christoph Lichtenberg: »Der Fortgang der Tugend und des Lasters«. In: *Goettinger Taschen-Calender*, 1778, hier zitiert nach Lichtenberg, *Der Fortgang der Tugend und des Lasters* (Anm. 52), S. 10.

<sup>70</sup> Ebd., S. 16.

<sup>71</sup> Immanuel Kant: *Über Pädagogik*. Hrsg. von Friedrich Theodor Rink. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Akademie-Ausg. Bd. 9. Berlin 1923, S. 446. Kant fährt in seinem eigenen Text fort: »Der Mensch soll seine Anlagen zum Guten erst entwickeln; die Vorsehung hat sie nicht schon fertig in ihn gelegt; es sind bloße Anlagen und ohne den Unterschied der Moralität.«

<sup>72</sup> Nach einer ersten unvollständigen anonymen Edition, die 1755 ohne Wissen Voltaires erschienen war, kam 1762 das Werk mit Genehmigung des Autors heraus. 1763 erschien bereits in Leipzig eine deutsche Übersetzung.



Abb. 6: Chodowiecki, *Der Fortgang der Tugend und des Lasters*, Blatt 1, 1777, Radierung.



Abb. 7: Chodowiecki, *Der Fortgang der Tugend und des Lasters*, Blatt 7, 1777, Radierung.



Abb. 8: Chodowiecki, *Der Fortgang der Tugend und des Lasters*, Blatt 10, 1777, Radierung.



Abb. 9: Chodowiecki, *Der Fortgang der Tugend und des Lasters*, Blatt 11, 1777, Radierung.

ihrer tugendhaften Variante in Blatt 11, Abb. 8, 9.) Vor allem in der Mimik, in der Pathognomik (und hier besonders in den Augenbrauen und in der Mundpartie) wird der Lebensweg erkennbar, wird deutlich, ob die Person sich zum Guten oder zum Schlechten entschieden hat. Unterstrichen wird dies allenfalls noch durch einige Accessoires, durch eine flüchtige Skizzierung des Ambientes.

Wodurch kann nun diese freie Entscheidung zum Guten oder zum Schlechten beeinflusst werden, wie kann dem Menschen, der sich eigenverantwortlich nicht nur einmal zwischen unterschiedlichen Lebenswegen entscheiden kann, sondern der vor jeder Handlung erneut zwischen wenigsten zwei Möglichkeiten, frei wählen kann, wie kann dieser freie Mensch zu einem sittlichen Lebenswandel geführt werden? Dies geschieht nicht durch die Religion, wie vielleicht Lavater geantwortet hätte, sondern durch die Unterrichtung zur Erkenntnisfähigkeit oder allgemein durch die Erziehung. Und so ist es mit Sicherheit kein Zufall, daß der Zyklus, den Chodowiecki für den *Goettinger Taschen-Calendar* des folgenden Jahres angefertigt hat, mit dem *Unterricht* (vgl. Abb. 1, S. 80)<sup>73</sup> und seiner Bedeutung für die Entwicklung der Menschen beginnt: Erscheinen die von einem ruhig und vernünftig argumentierenden Lehrer unterrichteten Kinder als folgsam und tugendhaft, so sind das Ergebnis einer affektbetonten Erziehung zwei Kinder, die ihrem Lehrer nur mit Skepsis folgen und die bei dem Vorjahreszyklus eindeutig den negativen Weg repräsentiert hätten. Diese Gegenüberstellung leitet die beiden Folgen zu den *Natürlichen und affectirten Handlungen des Lebens* ein, ist Grundlage all dessen, was danach folgt. Und auch hier unterscheiden sich häufig die Personen, die den natürlichen (positiven) oder den affectierten (negativen) Lebensweg gewählt haben, nicht. Es sind dieselben Personen, mit derselben Physiognomie, häufig auch mit derselben Kleidung, die sich jeweils frei für den einen oder den anderen Weg entscheiden können. Zwar ist der Unterricht, wie im Eingangsbildpaar dargelegt, wichtig für die weitere Entwicklung des Menschen, er bestimmt jedoch seinen Lebensweg nicht vollkommen voraus. Es sind hier nicht zwei auseinanderstrebende Lebenswege vorgestellt, wie dies letztlich bei dem *Fortgang der Tugend und des Lasters* noch der Fall gewesen ist; bei vielen der einander gegenübergestellten Paare gewinnt man den Eindruck, daß die Personen bei gleicher Ausgangssituation, bei gleicher Umgebung, gleicher sozialer Zugehörigkeit, gleicher Kleidung unmittelbar vor der Handlung zwischen den beiden gezeigten Möglichkeiten wählen können (Abb. 7, S. 97). Häufig haben sich noch nicht einmal die Affekte – wie im *Fortgang der Tugend und des Lasters* – in die Gesichter fest eingeschrieben. Das Verhalten wird zwar durch die Mimik und besonders die Gestik charakterisiert; es erscheint jedoch immer revidierbar. Der Mensch behält zu jedem Zeitpunkt die Freiheit, seinen Weg zu wählen.

<sup>73</sup> Engelmann 256.

\*

Es ist oben schon festgestellt worden, daß Chodowiecki zum Ausdruck seiner Darstellungen nicht so sehr auf die Gesichter und ihre Mimik zurückgriff, sondern auf den Körper, seine Haltung, auf die Gestik.<sup>74</sup> So auch in den *Natürlichen und affectirten Handlungen des Lebens*. Physiognomie und Mimik spielen in dieser Folge zur Unterscheidung von Positiv und Negativ keine herausragende Rolle, bei einzelnen Darstellungen sind sie vollkommen ausgeklammert (vergl. Abb. 7, S. 97). Das wesentliche Mittel ist vielmehr die Körperhaltung und die Gestik. Hierdurch werden die Personen oder vielmehr ihre Handlungen charakterisiert und bewertet.

Chodowiecki konnte sich mit dieser Vorgehensweise auf Sulzer stützen, mit dem er einen engen Kontakt pflegte. Dieser sah in der Körperbewegung, in den Gebärden nicht nur das Hauptausdrucksmittel der Kunst; sie spiegelten auch im besonderer Maße das Gemüt einer Person wider.

In gar vielen Fällen sind die Gebärden eine so genaue und lebhafte Abbildung des inneren Zustandes des Menschen, daß man ihre Empfindungen dadurch weit besser erkennt, als der beredteste Ausdruck der Worte sie zu erkennen geben würde [...] Also ist auch nichts, wodurch man schneller und kräftiger auf die Gemüther wirken kann. Darum sind sie der Hauptgegenstand der Künste, die auf das Auge wirken. Der Mahler hat wenig andere Mittel, als dieses, Empfindungen und Gedanken zu erwecken.<sup>75</sup>

Die Gebärden sind also nicht nur für den innerbildlichen Argumentationsverlauf, für den Aufbau einer Bilderzählung von elementarer Bedeutung, sondern auch für die Betrachtersprache. Kein anderes Mittel ist wie sie in der Lage, den Rezipienten an eine Darstellung, ein Thema heranzuführen, ihn zu vereinnahmen, von dem Bildgeschehen zu überzeugen, und zwar nicht nur rational, indem er die dargestellte Geschichte mit ihrer Hilfe zu rekonstruieren vermag, sondern auch emotional, indem sie seine Empfindungen ansprechen und die Darstellung dadurch überzeugender wirkt. Was Sulzer über die Schauspieler und Tänzer sagt, gilt sicherlich auch in begrenzterem Maße für die bildenden Künstler:

Für den Schauspieler und für den Tänzer ist nichts so wichtig, als die Kunst der Gebärden. Besitzt er diese, so ist er Meister über die Empfindungen der Zuschauer; sind seine Gebärden unnatürlich, so wird sein ganzes Spiel unerträglich.<sup>76</sup>

<sup>74</sup> Vgl. dazu auch Bruno Voelcker: *Die Hamlet-Darstellungen Daniel Chodowieckis und ihr Stellenwert für die deutsche Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts*. Leipzig 1916.

<sup>75</sup> Sulzer, *Allgemeine Theorie* (Anm. 56), Bd. 2, Leipzig 1786, S. 744.

<sup>76</sup> Ebd., S. 747.

Zwar war Sulzer durchaus der Überzeugung, daß man aus dem Gesicht den Gemütszustand eines Menschen ablesen kann, aber allein scheint dieses sich in seinen Augen weder zur Konstruktion einer Bilderzählung noch zur Betrachteransprache zu eignen. Die entsprechenden kurzen oben zitierten Bemerkungen werden in dem Artikel »Portrait (Mahlerrey)« formuliert.<sup>77</sup>

Diese Überlegungen Sulzers mußten Chodowiecki entgegenkommen, da er zeit seines Lebens Schwierigkeiten mit der Darstellung des Gesichtes hatte. Hier zeigte sich, daß er keine fundierte Ausbildung als Künstler erfahren hatte. Zwar reüssierte er durchaus im Porträt, also bei dem in der Natur beobachteten Gesicht; nicht hingegen wollten ihm Gesichter gelingen, die er imaginierte, die er zur Konstruktion einer Bildgeschichte benötigte und die er nicht unmittelbar in der Natur vorfand. Hier griff er häufig in vereinfachender Form auf Le Bruns Leidenschaftstraktat zurück. Oder in Anlehnung an Nicolais Worte: Er konnte sehr wohl ein in der Natur beobachtetes Gesicht wiedergeben, also aposteriorisch arbeiten, nicht hingegen ein Gesicht nach abstrakten Überlegungen zum Charakter oder zur darzustellenden Handlung a priori konstruieren. In den wenigen Beispielen, in denen er sich zu der Konstruktion eines Gesichtes vorwagte, wo er das Gesicht im akademischen Sinne zum Hauptausdrucksmittel machte, kann er nicht überzeugen. Entweder erscheint das Sentiment zu pathetisch, oder die Gesichter geben den Handlungsverlauf nicht überzeugend wieder.<sup>78</sup> Und bei den Rötelzeichnungen, die wohl zum Teil auch im Zusammenhang mit der Akademie und der dort vermittelten Künftlerausbildung entstanden sein dürften, bewegt er sich in akademischer Tradition, bedient sich häufig aus dem Fundus der Kunstgeschichte, gelangt indes nicht zu eigenständigen Lösungen (Abb. 10).<sup>79</sup>

<sup>77</sup> Ebd., Bd. 3, S. 600.

<sup>78</sup> Siehe etwa das Blatt *Herzog Leopold von Braunschweig geht seinem Tode in der Oder entgegen* (1785); Engelmann 540.

<sup>79</sup> Siehe Versteigerungskatalog Galerie Gerda Bassenge. 34. Berlin 1979, S. 80, Nr. 3735. Daß Chodowiecki sich nicht von den traditionellen akademischen Vorstellungen ganz frei machen konnte, zeigt auch sein Projekt einer »Classe d'expression«, die er in Anlehnung an das französische Vorbild im Rahmen der Reform der Berliner Akademie einrichten wollte und in der die Ausdrucksformen des Gesichts studiert werden sollten, was vor allem für die Historienmalerei von Bedeutung war. Als Vorlagen für die Schüler fertigte er dazu eine Reihe von Zeichnungen an, die er auf der Akademie-Ausstellung 1787 zeigte. Chodowiecki meinte offensichtlich, mit dieser Idee, die so gar nicht mit seinen künstlerischen Vorstellungen und Fähigkeiten in Einklang stand, sich als akademischer Künstler unter Beweis stellen zu müssen. Nach Ansicht v. Oettingens, der einen Teil der Zeichnungen noch bei Nachfahren des Künstlers gesehen hat, ist Chodowiecki mit seinen Vorlagen vollständig gescheitert. In dem Wunsch, den Vorstellungen eines Historienmalers im traditionellen Sinne zu entsprechen und damit die höchste Stufe innerhalb der Künstlerhierarchie zu erklimmen, hatte er die Grenzen seiner Fähigkeiten überschritten. Die Klasse kam nicht zustande; v. Oettingen, *Chodowiecki* (Anm. 31), S. 234 und S. 289, Anm. 6.



Abb. 10: Chodowiecki, *Studienzeichnung*, Rötel.

Die theoretische Bevorzugung der Gestik korrespondierte jedoch nicht nur mit Chodowieckis künstlerischen Fähigkeiten, sondern auch mit dem von ihm bevorzugten Medium. Bei den kleinen Formaten konnten Gesichter kaum überzeugend in einer differenzierten Form gezeigt werden.

\*

Durch Lavaters Versäumnis, die Physiognomik als eine naturbeobachtende Disziplin zu betreiben, war Chodowiecki in eine künstlerische Sackgasse geraten, die für ihn um so schwieriger zu verlassen war, als er sich auf religiöser Ebene mit dem Prediger durchaus einig wußte. Durch die Arbeiten für Lichtenberg fand er aus dieser Sackgasse wieder heraus. Es erwies sich, daß die von ihm bevorzugte und seinen Fähigkeiten entsprechende künstlerische Form dabei in einer glücklichen Fügung zugleich mit ethischen Positionen korrespondierte, diese quasi in der künstlerischen Form ihren adäquaten Ausdruck fanden. War das Gesicht bei den Aufklärern durch die Vereinnahmung Lavaters in Mißkredit geraten, auch durch die Unglaubwürdigkeit der traditionellen Affektlehre, so bei Chodowiecki aus künstlerischen Gründen.

Die von Chodowiecki aus der Sackgasse heraus gefundene Form sei noch an einem Beispiel kurz aufgezeigt, auf das Lichtenberg keinen Einfluß nehmen konnte: Es handelt sich um die zwölf Blätter *Gute menschliche Eigenschaften*, die er für den in Berlin erschienenen *Kleinen Taschen-Calendar, auf das gemeine Jahr 1790* angefertigt hat.<sup>80</sup> Hier bewegte sich Chodowiecki unmittelbar auf Lavaters Feld. Der Theologe hätte die Eigenschaften jeweils an der Physiognomie eines Menschen, an den Formen des Kopfes festgemacht. Chodowiecki wählte einen anderen Weg: Alle Eigenschaften werden durch ein und dieselbe weibliche Person repräsentiert, deren Kopfform immer gleich bleibt. Die Bandbreite des Gesichtsausdruckes ist gering, sie orientiert sich in schematisierter Form an Le Bruns Traktat (Abb. 11). Die Charaktereigenschaften versucht Chodowiecki im wesentlichen mit Hilfe des Körpers, dessen Bewegung, der Gestik auszudrücken. Außerdem bindet er die Person in einen – wenn auch verhaltenen – Erzählzusammenhang ein. Auch hier ist es, neben kompositorischen Mitteln, im wesentlichen die Gestik, die die jeweilige Eigenschaft markiert.

Nun wurde in der kunsttheoretischen Diskussion der damaligen Zeit nicht immer klar unterschieden, ob der geläufige, das hier beschriebene Phänomen benennende Begriff »Gebärden« im heutigen Sinne von Gesten gemeint ist oder ob er die Mimik miteinbezieht, wie es Johann Jakob Engel in seinen

<sup>80</sup> Engelmann 609.

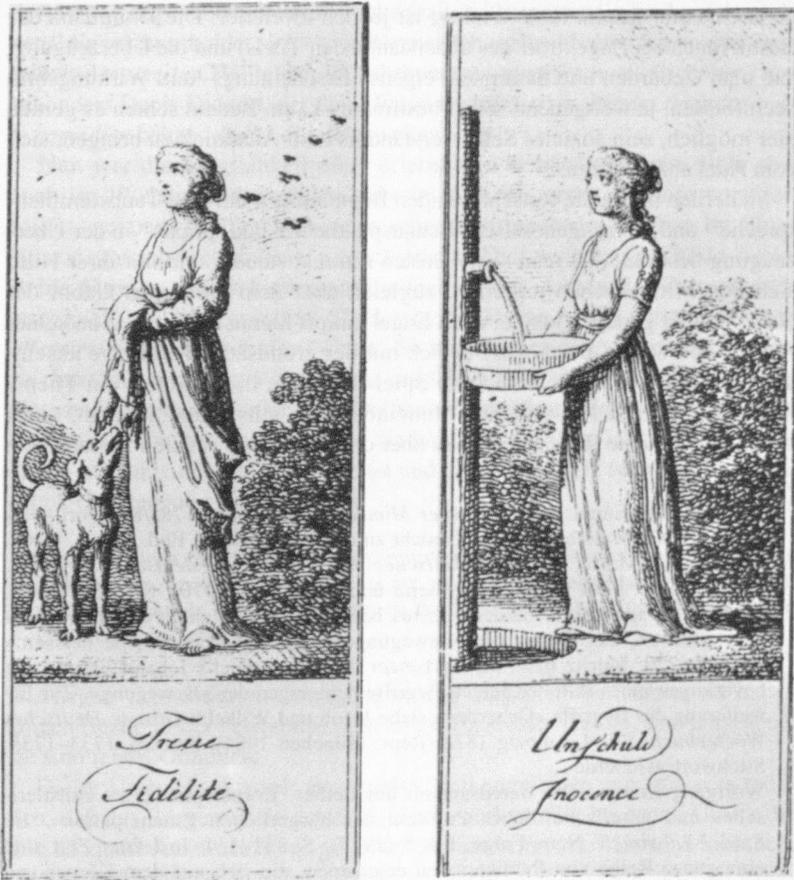


Abb. 11: Chodowiecki, *Gute menschliche Eigenschaften*, 1789, Blatt 9 und 10, *Treue* und *Unschuld*, Radierungen.

*Ideen zu einer Mimik* tut.<sup>81</sup> Wichtig ist jedoch zweierlei: Die Dominanz der Gestik (auch bei Engel trotz des anderslautenden Titels) und die Überzeugung, daß man Gebärden und damit sein eigenes Erscheinungs- und Wirkungsbild beeinflussen, ja weitgehend selbst bestimmen kann. Zudem schien es gerade hier möglich, sein soziales Selbstverständnis zum Ausdruck zu bringen, sich vom Adel abzugrenzen.<sup>82</sup>

Sicherlich haben die fortschreitenden Bemühungen um eine Taubstummen-sprache<sup>83</sup> und die zeitgenössische Schauspieltheorie und -praxis<sup>84</sup> in der Überzeugung bestärkt, daß man seine Gesten rational steuern und mit ihrer Hilfe sich den Mitmenschen mitteilen, zugleich aber dem modernen Gebot der Natürlichkeit genügen könne; auch Engel knüpft hieran an. Zu Beginn seiner Arbeit, im zweiten Brief, setzt er sich mit der grundsätzlichen Frage auseinander, ob ein Schauspieler sich im Spiel aufgeben, in ein Stück, ein Thema mit seiner ganzen Persönlichkeit hineinbegeben müsse und spontan, quasi selbst erlebt, seine Rolle spielt oder aber ob er mit einer inneren Distanz sein

<sup>81</sup> Johann Jakob Engel: *Ideen zu einer Mimik*. 2 Bde. Berlin 1785/86. Dort heißt es etwa: »Vorzüglich dient das Gesicht zu den Geberden.« Ebd., Bd. 1, S. 62. Karl Philipp Moritz: *Grammatikalisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bd. 2. Berlin 1794 (Repr. Hildesheim und New York 1970), S. 228f., unterscheidet Gesten von Gebärden: Gestus beschreibt eine Handbewegung, hingegen: »Aktion, das Ganze aller Bewegungen, soll Geberdensprache heißen.« Ebd., S. 229. Moritz bzw. der Fortsetzer des Wörterbuchs Johann Ernst Stutz bevorzugen indes statt der beiden Begriffe denjenigen der »Bewegung«. Zur Erweiterung des Begriffs »Geberden« siehe Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 4. Leipzig 1878 (Repr. München 1984), bes. Sp. 1733–1735, Stichwort »Geberde«.

<sup>82</sup> Wolfgang Kemp: »Die Beredsamkeit des Leibes. Körpersprache als künstlerisches und gesellschaftliches Problem der bürgerlichen Emanzipation«. In: *Städte-Jahrbuch*. Neue Folge. Bd. 5 (1975), S. 111–134. In letzter Zeit sind eine ganze Reihe von Publikationen erschienen, die sich mit dem Körper und seinen Ausdrucksmöglichkeiten beschäftigen. Hier sei nur verwiesen auf Gert Mattenklott: *Der übersinnliche Leib. Beiträge zur Metaphysik des Körpers*. Reinbek 1982; Ausstellungs-Katalog *Die Beredsamkeit des Leibes* (Anm. 11); Ursula Geitner: »Die ›Beredsamkeit des Leibes‹. Zur Unterscheidung von Bewußtsein und Kommunikation im 18. Jahrhundert (Neuerscheinungen und Desiderate)«. In: *Die Aufklärung und ihr Körper. Beiträge zur Leibesgeschichte im 18. Jahrhundert (Das 18. Jahrhundert. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts)*. Bd. 14. 2). Wolfenbüttel 1990, S. 181–195. Vgl. hierzu auch die Schrift, die wohl vielen der aktuellen Publikationen zu ihrem Titel verholfen hat: J. F. Löwen: *Kurzgefaßte Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes*. Hamburg 1755.

<sup>83</sup> Siehe James R. Knowlson: »The Idea of Gesture as an Universal Language in the XVIIth and XVIIIth Centuries«. In: *Journal of the History of Ideas* Bd. 26. Nr. 4 (1965), S. 495–508.

<sup>84</sup> Siehe Günter Ballhausen: *Der Wandel der Gebärde auf dem deutschen Theater im 18. Jahrhundert dargestellt an den Gebärdenbüchern*. Unveröffentl. Phil. Diss. Göttingen 1955.

Spiel rational gestaltet, die Ausdrucksqualität überprüft, die Wirkung berechnet.<sup>85</sup> Engel entscheidet sich – wie die meisten maßgeblichen Schauspieltheoretiker der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, etwa François Riccoboni und besonders Denis Diderot, der diese Frage ausführlich in seinem *Paradoxe sur le comédien* behandelte<sup>86</sup> – für den zweiten Weg.

Nun war die Möglichkeit einer erlernbaren Gebärdensprache nicht neu, auch im 17. Jahrhundert wurde sie vom Adligen, etwa am Hofe von Versailles, genutzt, auch er kultivierte seinen Körperausdruck, etwa im Sinne einer rhetorisch verstandenen Körpersprache. Dies wußte auch Chodowiecki. Beide Formen unterschieden sich jedoch in den Augen der Zeitgenossen prinzipiell, und dies genau ist Chodowieckis Thema in den *Natürlichen und affectirten Handlungen des Lebens*. So unterlegt er den als positiv gekennzeichneten Bewegungen ein Gesetz der Ökonomie, sie sind auf das absolut Notwendige reduziert, nichts ist an ihnen übertrieben. Sie sind verinnerlicht und weisen aus diesem Grund auf die handelnde Person zurück, korrespondieren mit ihr, sind aus ihr hergeleitet und damit wahr. Sie scheinen Mendelssohns Überzeugung zu illustrieren:

Das Vermögen Empfindungen in Vernunftschlüsse aufzulösen, und Begriffe der Vernunft zu versinnlichen, – dieses ist, meines Erachtens, das große Geheimniß, das derjenige besitzen muß, der zu der Höhe heroischer Tugenden zu gelangen die Ehrbegierde hat.<sup>87</sup>

Die negativ konnotierten Bewegungen sind hingegen übertrieben, sie haben keinen Bezug zu der Person und dem auszudrückenden Gefühl, sind aufgesetzt, sie sind reines Ornament.

Dieser Unterschied wurde als grundsätzlich empfunden, nur so war es möglich, daß das Bürgertum in der doch bereits anderweitig besetzten Gestik die ihm adäquate Ausdrucksform gefunden zu haben meinte.<sup>88</sup> Es wird hier nicht ein Ornament durch ein anderes ersetzt; vielmehr wird das Ornament als lediglich leere Hülse empfunden, ohne Bezug zum Inneren des Menschen. Einzig die reduzierte Form der Körperbewegung korrespondiere mit dem Inneren, sei natürlich, wahr, zugleich spiegele sich durch die Reduzierung das Allgemein-Menschliche im Individuellen.

<sup>85</sup> Engel, *Mimik* (Anm. 81), S. 15–24.

<sup>86</sup> Siehe François Riccoboni: *L'art du théâtre*. Paris 1750, und Denis Diderot: *Paradoxe sur le comédien*. In: Ders.: *Œuvres complètes*. Hrsg. von Jules Assézat und Maurice Tourneux. Bd. 8. Paris 1875, S. 361–423. Diderots Schrift entstand im Jahre 1769. Siehe Kirchner, *L'expression des passions* (Anm. 35), S. 132–136.

<sup>87</sup> Mendelssohn. »Giebt es natürliche Anlagen zum Laster?« (Anm. 62), S. 162.

<sup>88</sup> Anders als hier vertreten sieht Geitner, »Die ›Beredsamkeit des Leibes‹« (Anm. 82), S. 192, in der neuen autonomen Zeichensprache eine »Rückkehr zu rhetorischen Wissensbeständen«.

Ein Charakter, der seinen wahren Ausdruck in den »Gebehrden« findet, scheint nun in einem wesentlich stärkeren Maße formbar als ein Charakter, der an eine statische Physiognomie gebunden ist. Auf ersteren kann der Mensch selbst Einfluß nehmen, etwa mit Hilfe seiner Vernunftbegabung, durch die Verinnerlichung seiner Handlung, seiner Gebärden, ohne sich zwanghaft gegen eine in den Kopf eingeschriebene Prädestination, wie sie die Physiognomik letztlich annimmt, durchsetzen zu müssen. Erst hier macht auch eine Disziplin Sinn, die im späten 18. Jahrhundert einen ungeheuren Aufschwung erfahren und die sich die Bildung des Charakters zur Aufgabe gestellt hat: die Pädagogik, in Berlin etwa vertreten durch Joachim Heinrich Campe, der in der Stadt und in Potsdam von 1769–1777 tätig war, unter anderem als Erzieher von Alexander und Wilhelm von Humboldt, bevor er nach Dessau an Basedows »Philanthropin« ging. Er umriß die Bedeutung der Erziehung folgendermaßen:

Der Unterricht verschafft uns eine Kenntniß des Guten und des Bösen, oder erweitert wenigstens unsere natürliche Erkenntniß, macht sie deutlicher, zuverlässiger, allgemeiner: die Uebung theilt diese Erkenntniß die nöthige Geschwindigkeit mit und verwandelt sie dadurch, aus müßigen Ideen, in wirksame Triebfedern.<sup>89</sup>

Kant formulierte in seiner Vorlesung *Über Pädagogik* noch schärfer: »Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht.«<sup>90</sup> Erst durch die Erziehung kann der Mensch zu sich, zu seinem Weg, zu einem sittlichen Weg finden. Er ist nicht – wie die Physiognomik glauben macht – vorbestimmt, es sei denn zu der Möglichkeit zum Guten:

Denn die Gründe zum Bösen findet man nicht in den Naturanlagen des Menschen. Das nur ist die Ursache des Bösen, daß die Natur nicht unter Regeln gebracht wird. Im Menschen liegen nur Keime zum Guten.<sup>91</sup>

Diese zu entwickeln ist Aufgabe der Pädagogik, und eins der wesentlichen Mittel zu diesem Ziel ist es, den Menschen zu disziplinieren:

So schickt man z. E. Kinder Anfangs in die Schule, nicht schon in der Absicht, damit sie dort etwas lernen sollen, sondern damit sie sich daran gewöhnen mögen, still zu sitzen und pünktlich das zu beobachten, was ihnen vorgeschrieben wird, damit sie nicht in Zukunft jeden ihrer Einfälle wirklich auch und augenblicklich in Ausübung bringen mögen.<sup>92</sup>

<sup>89</sup> Joachim Heinrich Campe: *Philosophischer Commentar über die Worte Plutarchs: die Tugend ist eine Gewohnheit; oder über die Entstehungsart der tugendhaften Neigungen*. Berlin 1774, S. 79.

<sup>90</sup> Kant, *Über Pädagogik* (Anm. 71), S. 443.

<sup>91</sup> Ebd., S. 448.

<sup>92</sup> Ebd., S. 442.

Erst in diesem Zusammenhang erklärt sich der Sinn der für Lichtenberg angefertigten pädagogischen Serien Chodowieckis vollends. Sie sind Handlungsanweisungen, zur Nachahmung empfohlen, sie sollen im Sinne der Pädagogik den Menschen helfen, den richtigen Lebensweg zu finden, sich zum Guten zu entwickeln.

Die Physiognomik eignet sich indes auch nicht, um die für die Pädagogik notwendigen Charakterstudien zu betreiben, die dann als Grundlage der erzieherischen Arbeit dienen sollen. So entwickelte Karl Philipp Moritz – zu der Zeit Lehrer am Grauen Kloster in Berlin – ein Konzept, um die Charaktere seiner Schüler möglichst genau ergründen zu können. Dieses Konzept stellte er der Rubrik »Zur Seelenzeichenkunde« seines *Magazins zur Erfahrungs-Seelenkunde* voran.<sup>93</sup> Die Physiognomik spielt darin nur eine untergeordnete Rolle, sie ist allenfalls eins unter mehreren Merkmalen. Und in den Beiträgen, die in dieser Rubrik veröffentlicht wurden – die meisten stammen von Moritz' Kollegen am Grauen Kloster Seidel – wird sie überhaupt nicht herangezogen.

\*

Nun kann aber der Physiognomik nicht ein aufgeklärtes Anliegen völlig abgesprochen werden. Der Versuch, eine Korrespondenz zwischen Seele und Körper, zwischen Innen und Außen herzustellen, ist nur vor einem solchen Hintergrund denkbar. Auch Lavaters vorrangiges Ansinnen fügt sich in die Überlegungen seiner Zeit ein, denn er wollte mit seinen Untersuchungen dem Menschen die Möglichkeit an die Hand geben, seinen Mitmenschen richtig einzuschätzen, zu taxieren, um dann auf dieser Grundlage selbst besser handeln zu können. In einer sicherlich mit Lavater abgesprochenen Ankündigung für die *Fragmente*, die im selben Verlag erschien, wird dies auf eine amüsante Weise beschrieben. Ein Viehhändler, der auf der Leipziger Messe über die Ankündigung zu einem Buch über die Physiognomik (eben Lavaters *Fragmente*) hat reden und streiten hören, unterhält sich auf der Rückreise mit seinem Schwager und Kompagnon über die Richtigkeit der Disziplin. Dies geschieht jedoch ausschließlich vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen als Viehhändler. Denn wie beurteilen sie einen Ochsen, ein Pferd, ob es falsch, arbeitsam, schnell ist, anders als nach seinem Aussehen, warum sollte dies bei einem Menschen anders sein? Und so wendet sich der Erzähler schließlich an den fiktiven Adressaten des Schreibens:

---

<sup>93</sup> ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder *Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. Hrsg. von Karl Philipp Moritz. Bd. 1. Nördlingen 1986 (zuerst 1783), S. 79–82.

Wenns so seyn sollte [daß man von dem Äußeren auf das Innere schließen kann], so würde ich mir das Buch kaufen, nicht etwa um die Menschen kennen zu lernen, denn damit handele ich nicht, sondern ich dächte, darin gewiß verschiedenes zu finden, was mir bey meiner notwendigen Kenntnis von Pferden und Ochsen nützlich sein könnte.<sup>94</sup>

Chodowiecki und Lavater unterliegen also beide einem Prinzip der Ökonomie; wo der Künstler etwa mit den *Natürlichen und affectirten Handlungen des Lebens* den Menschen jedoch zu erziehen hofft, Handlungsanweisungen für einen vorbildlichen Lebensweg gibt, da will Lavater mit ihm ›handeln‹. Respektiert Chodowiecki im Einklang mit den Berliner Aufklärern den Menschen zwar als ein zu Erziehendes, im Grunde aber doch frei handelndes Subjekt, so betrachtet ihn Lavater vor allem als Objekt, mit dem man handelt, mit dem aber auch im Gesamtkonzept des Universums gehandelt wird. Wie mit ihm gehandelt wird und wie mit ihm zu handeln ist, darauf verweist seine Physiognomie. »Menschen anschauen, Menschen kennen, Menschen lieben, Menschen benutzen [...]«<sup>95</sup> – dies ist das Ziel der Physiognomik.

Man kann also der Disziplin ein ›aufgeklärtes‹ Ansinnen nicht absprechen. Da sie jedoch nach festen Korrelationen suchte, eine Entwicklung des Menschen quasi bereits aus Gründen der Erhebung, der Vergleichbarkeit der ermittelten Werte ausschließen mußte, hat sie ein anderes wesentliches Interesse der Aufklärung übersehen, aus den Augen verloren: daß der Mensch sich entwickeln kann, daß er sich zum Guten entwickeln kann, daß dies ausschließlich seinem freien Willen unterliegt und daß schließlich einzig der freie Willen sittliches Handeln ermöglicht.

Diesem Anliegen der Aufklärung scheint nicht nur auf künstlerischer Ebene die »Gebehrde« als Ausdrucksmittel wesentlich eher entsprochen zu haben als die Physiognomie. So konnte Chodowiecki mit seiner Bevorzugung der Gestik zu einem idealen Illustrator gerade dieses aufklärerischen Konzepts werden, selbst wenn er den Konflikt, der ihn zu seinen Lösungen führen sollte, als einen vornehmlich künstlerischen, nicht aber philosophisch-weltanschaulichen empfunden haben mag, wie dies seine Berliner Auftragneber und wohl auch seine Rezipienten taten.

<sup>94</sup> *Schreiben eines Viehhändlers über die Physiognomik. An ein Wohlgebohrenes Intelligenzcontor in Hannover.* Leipzig 1775, S. 30f. Das Exemplar der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin, vermerkt in einer alten handschriftlichen Notiz Friedrich Arnold Klockenbring als Autor. Walter Brednow nimmt in seinem Nachwort zu dem Reprint der *Physiognomischen Fragmente*. Bd. 4. Zürich 1969, S. 10f., Lavaters Freund, den Hannoveraner Leibarzt Johann Georg Zimmermann als den Verfasser an.

<sup>95</sup> Lavater, *Physiognomische Fragmente* (Anm. 11), Bd. 2, S. 6, siehe dazu auch Sauerländer. »Überlegungen« (Anm. 11), S. 22.